



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 12 December 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, December 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 12

Köln, 15. Dezember 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Foto: Jürgen Hebestreit



DGB-Kundgebung gegen die Notstandsgesetzgebung in Bonn

Wir wollen und wir werden diesen Staat, den wir selbst mitgeschaffen haben, in Zeiten der Not und Gefahr nicht im Stich lassen. Diese Feststellung traf der DGB-Vorsitzende **Ludwig Rosenberg** auf der Kundgebung des Deutschen Gewerkschaftsbundes gegen die Notstandsgesetzgebung, die am 2. November 1967 in Bonn stattfand. Er wies darauf hin, daß sich die Gewerkschaften im DGB-Grundsatzprogramm ausdrücklich dazu bekannt haben, für die freiheitliche demokratische Ordnung in der Bundesrepublik Verantwortung zu übernehmen, und erklärte: „Gerade aus dieser Verantwortung heraus müssen wir die sogenannten einfachen Notstandsgesetze wie auch die neue Vorlage der Notstandsverfassung ablehnen.“

Der stellvertretende DGB-Vorsitzende **Hermann Beermann** ging in seiner Ansprache auf der Bonner Kundgebung vor allem auf die sozialpolitischen und arbeitsrechtlichen Auswirkungen der Notstandsgesetzgebung ein. Schon in den bereits vom Bundestag verabschiedeten einfachen Notstandsgesetzen seien verfassungswidrige Eingriffe in das Grundrecht der Freiheit vom Arbeitszwang enthalten. Diese fehlende Verfassungsmäßigkeit solle nun nachträglich durch eine Änderung des Artikels 12 unseres Grundgesetzes korrigiert werden. Die Verfassung eines Staates habe sich aber nicht nach seiner Gesetzgebung, sondern die Gesetzgebung nach der Verfassung zu richten.

Das DGB-Bundesvorstandsmitglied **Waldemar Reuter** ging auf der Bonner Kundgebung vorwiegend auf die verfassungsrechtlichen Aspekte der geplanten Notstandsgesetzgebung ein. Reuter betonte, daß der Grundgesetzgeber bewußt darauf verzichtet hat, den Versuch zu unternehmen, die Notstandsregelung in die Verfassung einzubeziehen, weil die Bundesrepublik damals unter der Schirmherrschaft der drei westlichen Hohen Kommissare stand, die ihrerseits die Sicherheit des Staates garantieren konnten, weil sie allein über die erforderlichen Machtmittel verfügten. Reuter führte dann aus:

„Die zunehmenden Souveränitätsrechte der Bundesrepublik ließen auch die Diskussion um das Notstandsrecht wieder

Rosenberg begründete diese Ablehnung mit der Tatsache, daß die Notstandsgesetze entscheidende Bestimmungen und Wertvorstellungen des Grundgesetzes außer Kraft setzen, zu denen sich die Gewerkschaften uneingeschränkt bekennen und die nach ihrer Auffassung auch in Zeiten der Not erhalten bleiben müssen. Der DGB sei nicht grundsätzlich gegen eine Vorsorge für den Notstandsfall, aber er sei der Auffassung, daß dafür die vorhandenen Regelungen ausreichen. Daher richte sich sein Widerstand gegen Maßnahmen, deren Auswirkungen mehr Gefahren für die Freiheit zu bringen scheinen, als sie geeignet erscheinen, die Freiheit zu schützen. Schon die bloße Existenz solcher Notstandsgesetze schaffe eine Verlockung, sie auch dann und auch

„Diese beabsichtigten Änderungen des Grundgesetzes in Verbindung mit den einfachen Notstandsgesetzen ermöglichen“, so erklärte Beermann, „eine zentralistische und fast totale Erfassung und Verplanung nahezu aller arbeitsfähigen Bürger als Arbeitskräfte bereits in Friedenszeiten.“ Durch die Unbestimmtheit der für die Anwendung der Gesetze maßgebenden Begriffe werde den Trägern der Exekutive ein derart weitreichender Ermessensspielraum eingeräumt, „daß Mißbrauch und Maßlosigkeit Tür und Tor geöffnet werden.“

Die hier vorgesehenen Eingriffe in die Freiheit der Arbeitnehmer vom Arbeitszwang seien so einschneidend, daß damit eindeutig der Wesensgehalt dieses Grundrechtes angetastet wird, was selbst

aufflackern und schließlich in die Bestimmung des Deutschlandvertrages einmünden, in dem sich die westlichen Alliierten bei Notstandslagen Eingriffe in die bestehende Ordnung zum Schutz ihrer eigenen Truppen und Institutionen vorbehalten.

Hier ist der Angelpunkt für alle Bemühungen zu sehen, der Bundesrepublik eine eigene Notstandsgesetzgebung zu beschreiben. Um die Souveränität der Bundesrepublik zu erweitern, sollen die alliierten Vorbehaltsrechte abgelöst werden. Hier ist aber auch der **erste Ansatzpunkt unserer Kritik an der Einführung des Notstandsrechts in unser Grundgesetz**. Bisher hat keiner unserer Partner des Deutschlandvertrages erklärt oder zu erkennen gegeben, ob und wel-

dort zu nutzen, wo kein wirklicher Zwang dazu gegeben sein mag.

Mit Nachdruck wandte sich der DGB-Vorsitzende gegen die Vorwürfe, daß die gewerkschaftliche Ablehnung der Notstandsgesetzgebung verantwortungslos wäre und dem Staat das verweigere, was sein gutes Recht sei. Ganz gleich, wie der einzelne zu dieser Frage stehen mag, alle sollten dem DGB und seinen Gewerkschaften dankbar sein, daß über eine so bedeutsame Frage eine ernsthafte Auseinandersetzung entstand und daß sie – nahezu unbeachtet von den betroffenen Bürgern – erledigt wurde. „Wenn es für den Bürger in einer Demokratie eine Pflicht gibt, die er niemals vernachlässigen darf, so diese: sorgfältig und kritisch darüber zu wachen, daß jene Grundrechte

im Wege einer Grundgesetzänderung nicht zulässig sei.

Seinerzeit habe der Verfassungsgeber die Zwangsarbeit und damit Dienstverpflichtungen ebenso wie Einschränkungen des freien Arbeitsplatzwechsels in bewußter Abkehr von den Methoden eines totalitären Staates verboten. Die Gewerkschaften würden einer Rückkehr zu solchen Methoden niemals zustimmen.

Ebenso entschieden wehrten sie sich gegen die Einsetzung der Arbeitsämter als Erfassungs- und Heranziehungsbehörden und gegen die mit der Notstandsgesetzgebung verbundenen Beeinträchtigungen des Koalitions- und Streikrechts der Arbeitnehmer. Die Behauptung des Bundeskabinetts, daß der neue Entwurf

chen der bisher vorgelegten Entwürfe zur Notstandsregelung er für ausreichend ansieht, die Vorbehaltsrechte, einschließlich der aus dem Gesamtvorbehalt des Artikels 2 des Deutschlandvertrages möglicherweise resultierenden Schutzrechte, tatsächlich abzulösen.

Damit steht auch der jetzt vorliegende Entwurf auf tönernen Füßen, weil sich erst nach seiner Verabschiedung in Bundestag und Bundesrat herausstellen würde, ob er nach Ansicht unserer Vertragspartner sein Ziel erreicht hätte. Welche Peinlichkeit, wenn die Arbeit der Parlamente umsonst gewesen wäre, wenn auch nur einer der Partner sein Veto einlegen würde.

Der zweite kritische Ansatzpunkt ist die Behandlung der Grundrechte durch den

nicht angetastet werden, die die Grundlage der freiheitlichen Ordnung sind, in der er leben will.“

„Den großen Eifer und die viele Mühe, die wir daran verwenden, Gebirge von Verordnungen und Paragraphen für Notstandsgesetze zu entwerfen, zu verwerfen und neu zu konzipieren, diese Mühe und diesen Eifer sollten wir besser darauf verwenden, in den Schulen und im Elternhaus, in den Betrieben und im Büro, auf der Straße und zu Hause dieses Volk zu einer Gemeinschaft bewußter Demokraten und Bürger zu erziehen, die sich freiwillig dienstverpflichtet halten, ihre Verantwortung in Staat und Gemeinschaft, in guten und in bösen Tagen für die Freiheit und für soziale Gerechtigkeit zu tragen.“

eine ausdrückliche Garantie des Streikrechts der Gewerkschaften enthalte, sei falsch und irreführend. Die Bestimmung, die den Einsatz von Polizei, Bundesgrenzschutz und Bundeswehr bei gewerkschaftlichen Arbeitskämpfen untersagen soll, stelle keine ausdrückliche verfassungsrechtliche Garantie des Streikrechts der Gewerkschaften dar, da die Anwendung aller übrigen Notstandsvorschriften, die vielfache Möglichkeiten unmittelbar oder mittelbarer Beschränkungen des Koalitions- und Streikrechts enthalten, nicht ausgeschlossen wird. Eine solche Regelung, die offen läßt, daß auf Grund eines einfachen Gesetzes Streikende jederzeit dienstverpflichtet und damit Arbeitskämpfe unwirksam gemacht werden können, sei abzulehnen.

Entwurf. Unsere Demokratie ist noch sehr jung, so jung jedenfalls, daß die Grundrechte leider noch nicht ausreichend gefestigt und voll in das Bewußtsein unseres Volkes eingedrungen sind. Wir können als Volk nicht aus unserer Geschichte aussteigen. Und diese Geschichte kennt wohl genügend Beispiele für Absolutismus, Obrigkeit und Diktatur, doch schauen wir vergebens nach einer französischen Revolution oder einer Deklaration der Menschenrechte aus. Am Beginn unserer Demokratie hat auch nicht die Enthauptung eines despotischen Herrschers gestanden. Es darf deshalb auch nicht verwundern, daß in unserem öffentlichen und wohl auch im privaten Leben so häufig die Vergangenheit noch durchschlägt.“

Neuer Mann

Der Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes wählte kürzlich auf einer Sitzung in Düsseldorf ohne Gegenstimmen Georg Neemann zum Mitglied des Geschäftsführenden DGB-Bundesvorstandes. Er übernimmt als Nachfolger von Wilhelm Haferkamp, der zum Mitglied der Vereinigten Kommission der Europäischen Gemeinschaften in Brüssel berufen wurde, die Abteilung Wirtschaftspolitik im DGB.

Neemann wurde am 7. November 1917 als Sohn eines Bauarbeiters in Höchst (Odenwald) geboren. Er schloß die Schule mit der „mittleren Reife“ ab und erhielt eine kaufmännische Ausbildung. Den zweiten Weltkrieg mußte er von Anfang bis Ende in der Luftwaffe mitmachen. Nach Kriegsende wurde er Angestellter der Stadtverwaltung Lengerich (Westf.) und erhielt kurz darauf die Leitung des Wohnungs- und Flüchtlingsamtes.

1946 schloß sich Neemann der Gewerkschaftsbewegung und der Sozialdemokratischen Partei an. 1950 wählte ihn die IG Metall zum Bezirkssekretär in Münster, 1957 wurde ihm vom Vorstand der Gewerkschaft die Bezirksleitung des Bezirks Münster sowie später zusätzlich die Leitung des Bezirks Hagen der IG Metall übertragen. 1963 wurde Neemann zum Vorsitzenden des DGB-Landesbezirks Nordrhein-Westfalen, des größten Landesbezirks des Deutschen Gewerkschaftsbundes, gewählt und 1965 in diesem Amt bestätigt. Am 19. September 1965 wurde er als Abgeordneter der SPD Mitglied des Deutschen Bundestages.

DGB setzt sich für spanische Arbeitnehmer ein

In gleichlautenden Telegrammen an den spanischen Arbeits- und Justizminister hat der Deutsche Gewerkschaftsbund seine Bestürzung über die erneuten Verhaftungen in Spanien zum Ausdruck gebracht. Er appellierte an die spanische Regierung, alle Arbeiter, die auf Grund ihrer berechtigten gewerkschaftlichen Forderungen inhaftiert wurden, unverzüglich auf freien Fuß zu setzen. Darüber hinaus ersucht der DGB die spanische Regierung, endlich den spanischen Arbeitnehmern die Vereinigungsfreiheit und den Schutz des Vereinigungsrechtes in Übereinstimmung mit dem Übereinkommen Nr. 87 der Internationalen Arbeitsorganisation zu gewähren.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Postfach 409. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Zweierlei Maß

Es mutet fast wie Hohn an, daß auch der Vorsitzende der 14. Großen Strafkammer des Landgerichts Berlin, die den Kriminalobermeister Kurras Mitte November von der Anklage der fahrlässigen Tötung des Studenten Benno Ohnesorg freigesprochen hat, von dem Urteil „nicht völlig befriedigt“ ist. Uns befriedigt das Urteil ganz und gar nicht, und es bleibt nicht nur ein „gewisses Unbehagen“, das auch das Gericht empfand, wie sein Vorsitzender versicherte.

Das Urteil ist nicht nur typisch für die restaurative Entwicklung in der Bundesrepublik. Es zeigt auch eine alarmierende Parallele zu der politischen Justiz in der Weimarer Republik, die, wie zahlreiche Urteile damals zeigten, die politische Linke und Rechte mit zweierlei Maß gemessen hat. Das peinliche Gefühl drängt sich auf, daß subjektive Gründe herhalten müssen, wenn Notwehr objektiv nicht gegeben ist. Das Gericht, das sich etwas darauf zugute gehalten hat, alle Fragen der Anwälte der als Nebenkläger zugelassenen Familie Ohnesorg nach den politischen Hintergründen auszuklammern, hat ein Urteil gefällt, das für viele die Rechtsstaatlichkeit der Bundesrepublik in Frage stellen muß. Wie will man es noch verantworten können, daß der Polizeibeamte, der den Demonstranten Ohnesorg erschoss, freigesprochen wird und der Demonstrant Teufel, der lediglich unter Verdacht steht, einen Stein gegen einen Polizisten geworfen zu haben, nun schon seit Wochen im Untersuchungsgefängnis sitzt?

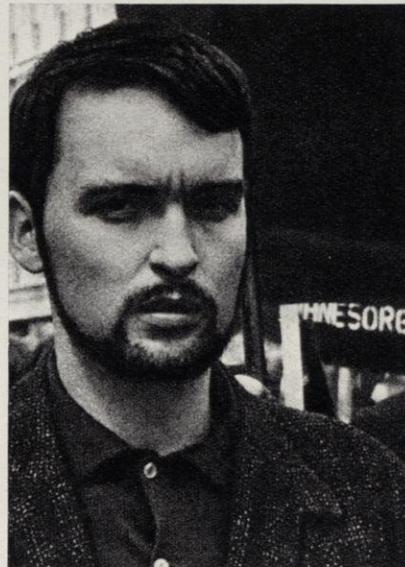


Foto: Toni Tripp

Ein Urteil wie das im Kurras-Prozeß muß, wenn der Entwicklung nicht entschlossen Einhalt geboten wird, politische Folgen nach sich ziehen, die für die Entwicklung der zweiten deutschen Republik genauso verhängnisvoll werden können, wie sie es einst für die erste waren.

do
(Frankfurter Rundschau)

Griechenland geht uns an

Wer kennt ihn nicht, den verwegenen und kraftvollen Hauptdarsteller aus dem Film „Alexis Sorbas“ – den Filmschauspieler Anthony Quinn. Dieser Mann hat, wie der „Spiegel“ berichtet, einen seltsamen Plan. Er will auf der griechischen Insel Rhodos ein Kulturzentrum errichten, das er „Philosophische Vereinte Nationen“ nennen will. Mindestens 500 Persönlichkeiten aus der ganzen Welt sollen in diesem Kulturzentrum einen Platz zum Arbeiten, zu fruchtbarem Gedankenaustausch und zum Leben finden.

Macht Quinn sich über die Faschisten in Oberstenuniform, die heute das Land in eine finstere Diktatur stürzen, falsche Vorstellungen oder spielt er dem Regime einen Streich? Bekanntlich haben die Obersten den Film „Alexis Sorbas“ verboten. Selbst die Musik, die der inhaftierte – das heißt heute in Griechenland Konzentrationslager – Komponist Mikis Theodorakis geschrieben hat, wurde verboten. Die Texte der klassischen griechischen Philosophie wurden zensuriert und alles gestrichen, was dem augenblicklichen Regime nicht in seinen faschistischen Kram paßt. Wehe den Denkenden! Das ist die Praxis in Griechenland. Und Faschisten in Richter-robe fallen Urteile gegen die geistige Elite des Landes, die einer faschistischen Justiz würdig sind.

Und da kommt nun Quinn und will ein Kulturzentrum auf einer griechischen Insel errichten... Ist es ihm ernst? Ist es Hohn auf diese Regierung?

Der CDU-Abgeordnete Blumenfeld war vor einigen Wochen in Griechenland. Er hat nach seiner Reise in der „Zeit“ berichtet, daß die griechischen Konzentrationslager nicht so schlimm seien, wie die von den Deutschen errichteten, die Blumenfeld aus eigener Erfahrung kennt. Aber was nicht ist, das kann ja noch werden. Im jetzigen Stadium, von der Weltmeinung bedrängt, mögen die Machthaber noch Hemmungen haben, aber ihre bisherige Praxis läßt darauf schließen, daß sie auch in der Lage sind, dem politischen Massenmord seine Chancen zu geben.

Der bekannte Chefreporter der „Süddeutschen Zeitung“, Hans-Ulrich Kemptki, berichtete nach einer Reise aus Griechenland erschreckende Dinge. Einschüchterung und Terror herrschen, Gewaltjustiz und Willkür sind an der Tagesordnung. Korruption und Vetterwirtschaft sind weitere Merkmale des Regimes. Wann endlich werden die Vereinten Nationen, werden die freien Völker die entsprechenden Maßnahmen ergreifen, um dem faschistischen Spuk in Griechenland ein Ende zu bereiten? Es ist längst Zeit!

Hadobu

Demokratie: Ja! Notstand: Nein!

Brenner trat zunächst der Auffassung entgegen, die Gewerkschaften versperrten sich mit ihrem entschiedenen Nein zur Notstandsgesetzgebung den Weg, überhaupt einen Einfluß auf die Lösung dieses Problems auszuüben. Vielmehr habe der entschlossene Widerstand der Gewerkschaften, der Wissenschaftler und all jener, die es mit der Erhaltung und dem Ausbau der Demokratie ernst meinten, wesentlich dazu beigetragen, „daß die aufeinanderfolgenden Bundesregierungen ihre Entwürfe immer wieder abändern mußten, daß sie keine Mehrheit für diese Entwürfe fanden, daß die Abgeordneten und die Öffentlichkeit besser und nachhaltiger über die Pläne der Bundesregierung und ihre Folgen aufgeklärt werden konnten“.

Die ersten beiden Notstandshearings hätten mit Deutlichkeit gezeigt, daß auch die neuesten Notstandsentswürfe bei einer Mehrzahl der Sachverständigen auf Ablehnung stießen. Sie verletzten unsere gegenwärtige Verfassungsordnung, deren unveräußerliche Bestandteile die Grundrechte, die Gewaltenteilung und damit die Aufrechterhaltung der Stellung des Parlaments als Legislative und als Kontrollorgan seien. Das ergäbe sich aus den Texten, die seit Jahren vorgelegt worden seien. Auch die neuesten Entwürfe der Bundesregierung erhielten eine allgemeine, rechtlich und faktisch unbestimmte, nicht einmal auf besondere Notstandslagen abgestellte Dienstverpflichtung der Arbeitnehmer und eine faktische Beschränkung, wenn nicht gar Aufhebung des Koalitions- und Streikrechts. Die Dienstverpflichtung wehrfähiger Männer sei jederzeit im tiefsten Frieden und ohne Bezug auf eine konkrete Notstandssituation möglich. Nahezu das gesamte Arbeitsleben in Verwaltung und Wirtschaft könnte nach dem Belieben der Exekutive notfalls militarisieren werden. Weitere Arbeitskräfte, die im Verband der Streitkräfte arbeiteten, könnten jederzeit verpflichtet werden, ihre Tätigkeit weiter auszuüben, ohne Rücksicht auf den örtlichen und zeitlichen Einsatz dieser Streitkräfte. Diese Regelung stehe im klaren Gegensatz zu Art. 12 Abs. 3 Satz 1 des Grundgesetzes. Es sei nichts anderes als eine Deklamation, wenn behauptet werde, das Streikrecht sei im Rahmen der gegenwärtigen Notstandsentswürfe gesichert, denn mit den Strafbestimmungen des Arbeitssicherstellungsgesetzes könne im Notstandsfall praktisch jeder Streik unter Strafe gestellt werden.

Brenner wies besonders auf die Stellungnahme des hessischen Ministerpräsidenten und des hessischen Justizministers Strelitz hin, die ebenfalls den Streik durch die neuen Notstandsgesetze gefährdet sähen. Demgegenüber sei es die vornehmste Aufgabe der Gewerkschaften, die Demokratie in der Bundesrepublik zu sichern und auszubauen.

„Wir brauchen keine Schönwetterdemokratie, sondern eine Demokratie, die sich in allen Gefahren und Nöten bewähren kann. Um das zu erreichen, brauchen wir die aktive Mitwirkung aller demokratischen Kräfte und ihrer Organisationen. Wäre es nicht viel besser, unsere demokratische Ordnung dadurch zu festigen, daß wir endlich die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in allen Wirtschaftsbereichen verwirklichen?“

Brenner wies jedoch mit aller Entschiedenheit Spekulationen zurück, daß es einen Tauschhandel geben könne, bei dem Konzessionen in der Notstandsfrage mit der Ausweitung der qualifizierten Mitbestimmung kompensiert werden sollen. „Mehr Mitbestimmung läßt sich mit mehr Notstandsgesetzgebung nicht vereinbaren.“

Das Phänomen

Es gibt Leute, die es sich nicht verknäuen können, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an der Bundesregierung Kritik zu üben. Es fehle ihr an klaren Konzeptionen für die Innen- und Außenpolitik, so sagen die einen. Sie hätte ganz allgemein die Erwartungen nicht erfüllt, die in die Große Koalition gesetzt wurden – so meinen die anderen. Beide sind sich indes über einen Punkt einig: Man kann dieser Bundesregierung nicht den Vorwurf machen, daß sie ihre Unternehmungen nicht zu verkaufen wußte. Ganz im Gegenteil, stets muß man darauf gefaßt sein, daß neue Schlagworte geprägt werden, die alsbald in aller Munde sind, geschöpft aus den schier unergründlichen Schatzkisten wortgewaltiger Politiker.

Nehmen wir ausnahmsweise einmal nicht Wirtschaftsminister Schiller aufs Korn, obwohl gerade er unübertroffen ist in der Prägung neuer Schlagworte und Slogans. Denken wir nur an seine „Konzertierte Aktion“, an die vielzitierte „Talsohle“, an die umstrittene „Soziale Symmetrie“ – und was dergleichen Schöpfungen mehr populär geworden sind. Nein, davon soll hier nicht die Rede sein. Wagen wir uns gleich eine Etage höher, zum Kanzler selbst, von dem man sagt, daß er außerordentlich belesen sei. Seine Sprachgewandtheit zu bewundern hatten wir schon Gelegenheit anlässlich seiner Regierungserklärung. Man erinnert sich, daß just zu diesem Anlaß „der andere Teil Deutschlands“ aus der Taufe gehoben wurde. Eine Formel, die auch dadurch nicht besser wurde, daß

sie sogleich von allen ganz- und halb-offiziellen Stellen übernommen wurde. „Der andere Teil“, das bedeutet doch wohl gleichzeitig, daß wir, die Bundesrepublik, der „eine Teil“ sind. Mit all den Konsequenzen, die sich aus dieser sprachlichen Teilung ergeben. Also völlige Umkehr in allen Punkten einer ziemlich verfahrenen Deutschland-Politik? Eine klare Abwendung gar von der verhängnisvollen Hallstein-Doktrin?

Nichts von alledem konnte damit gemeint sein, nimmt man das Maß daran, was in der Zwischenzeit geschehen, beziehungsweise nicht geschehen ist. Also tatsächlich nichts weiter als eine gewundene Kompromißformel, geboren aus der Verlegenheit, daß die Front der unerbittlichen Kämpfer für eine Politik der Gänsefüßchen zu wanken begann? Heute ist man geneigt, letzteres anzunehmen, mehr denn je zuvor.

Inzwischen aber geht der Reigen der regierungsamtlichen Wortschöpfungen munter weiter. „Anerkennungsgerede“ liest der Bundesbürger etwas verdutzt in seiner Morgenzeitung, und nach kurzem Zögern nimmt er dieses neue Schlagwort eifertig in sein bescheidenes Bildleser-Vokabular auf. Ist kurze Zeit später erschrocken darüber, daß es nun schon eine „Anerkennungspartei“ geworden ist. Wird aber anderntags gründlich darüber aufgeklärt, daß damit eine Partei im üblichen Sinne nicht gemeint sei. Huh, das wäre gerade noch einmal gut gegangen, und dies, obwohl sich zunächst reihum alle betroffen fühlten. Ja, reden muß man halt können!

Der vorerst letzte Knüller aber ist das „Phänomen“. Wie man weiß, stammt es aus der ergiebigen Fundgrube des Kanzlers, dargeboten dem Deutschen Bundestag, und allen informationshungrigen Bundesbürgern mittels Television frei Haus übermittelt. Das „Phänomen“, eingebettet in ein Monstrum von Satz, in dem es nicht weniger als dreimal vorkommt, ist nichts anderes als die Ostzone, besser, die sowjetisch besetzte Zone, alias sogenannte DDR, pardon, der andere Teil Deutschlands. Ja, man muß in der Tat up to date sein, um die zahlreichen amtlichen Formeln nur ja nicht zum unrechten Zeitpunkt zu gebrauchen. Aber damit nicht genug. Hand in Hand mit dieser brandneuen Schöpfung wird uns kundgetan, daß man mit diesem Phänomen in einen Briefwechsel eingetreten ist, und mehr noch, daß man sogar bereit sei, mit diesem Phänomen Kontakte aufzunehmen.

Wer in den vergangenen Wochen und Monaten miterleben mußte, welche seelischen Bauchschmerzen die Anrede schon beim ersten Briefwechsel verursacht hat, der darf auf größere Komplikationen gefaßt sein. Etwa auf Formulierungen wie: „An den Herrn Vorsitzenden des Ministerrates des Phänomens“ oder Sportmeldungen wie: „Die Elf aus dem Phänomen“ oder – nein, lassen wir das. Das Ganze ist ohnehin zu traurig, als daß man darüber auch noch amüsiert sein könnte.

Man muß dieses schwulstige, gewundene Deutsch wirklich mehrmals lesen, um dessen Unsinnigkeit in vollem Umfang zu erfassen. Da wird von der DDR

gesprochen in einer Weise, als handelte es sich um einen soeben entdeckten, wundersamen Planeten. Da werden die merkwürdigsten Formulierungen geprägt, um nur ja nicht in den Verdacht zu geraten, etwa selbst der ominösen Anerkennungspartei anzugehören. Da wird um drei Buchstaben herumgeschlichen wie die bewußte Katze um den heißen Brei. Und über all diesen Anstrengungen übersieht man ganz offenbar, daß dieser Brei für die übrige Welt längst nicht mehr heiß ist. Allenthalben wächst nur die Verwunderung darüber, wie einfalllos und stupide hier eine Seite die Existenz der anderen wegdiskutieren will. Und sei es auch nur durch die Vermeidung der offiziellen Bezeichnungen.

Der Beobachter kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß mitunter gewaltige Redeströme keinen anderen Sinn haben, als darüber hinwegzutäuschen, was inzwischen Wirklichkeit geworden ist. Sollte man gar Angst davor haben? Wie dem auch immer sei – die Wirklichkeit wird sich wenig darum kümmern, wie man aus ähnlichen geschichtlichen Fällen weiß. Ist deshalb baldige Einsicht zu erwarten? Wohl kaum. Man wird sich weiterwinden und phantasie reich weiterformulieren. So bleibt zu befürchten, daß wir auch fürderhin vor Überraschungen aus der Sprachkiste unserer Bonner Oberen nicht gefeit sein werden. Merke: „Phänomen – (Natur-)erscheinung, seltenes Ereignis; Vorgang“ (Duden).

Willi Baumann

Warten auf Rudi

Warten Sie auch auf Rudi? Daß er was sagt? Er muß ja wohl, denn unser Rudi Dutschke ist nicht Godot. Sie wissen doch – Godot, der Popanz, der nicht kommt. Die an ihn glauben, auf ihn warten, sind angeschmiert.

Nein, so einer ist Rudi nicht. Der kommt. Und macht den Mund auf. Aber daß es wackelt!

Neulich bei den Berliner Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg hockte er sich mit seiner Mannschaft vor den U-Bahnhof Wittenbergplatz hin und schrie: „Die Demokratie ist abgeschafft!“ Das war mutig, verdammt nochmal. Den moralischen Druck, den er damit ausübt, kann Johnson gar nicht ausstehen.

25000 Schüsse aus Handfeuerwaffen und Maschinengewehren verfeuern die amerikanischen Soldaten in Vietnam – nach einer Schätzung des Pentagon! – bis sie einen einzigen Gegner ausschalten. So schlägt dort ein Großer auf die

Kleinen ein und das unablässig und auf unabsehbare Zeit. Im Namen der Demokratie. Sie verstehen, glaube ich, was Rudi sagen wollte.

Ja, und jetzt warte ich auf ihn. Seit Sonntag schon. Und nicht einmal erst seit dem letzten Sonntag, sondern schon seit dem vorvor- ich weiß gar nicht, seit dem wievielvorletzten. Seit Sonntag, dem 23. Oktober. An diesem Tag versenkten die Ägypter den israelischen Zerstörer Eylath. Der Zerstörer befand sich 22 Kilometer östlich von Port Said und noch außerhalb der ägyptischen Gewässer. Die Geschosse, die ihn in den Grund bohrten, waren ferngelenkte sowjetische VSSA-Raketen. Die Geschützmannschaft waren sicher keine Ägypter. Sagen die Fachleute. Dazu seien diese Raketen viel zu kompliziert. Und zu neu.

Die Raketenschnellboote stammen aus den Lieferungen der Sowjetunion. Wie

die Panzer und die Flugzeuge auch, die Ägyptens Rüstung innerhalb kurzer Zeit so halbwegs wieder auf ihren Vorkriegsstand gebracht haben.

15 israelische Seeleute wurden getötet, 36 werden vermißt. Aber darum geht es nicht. Zwar sollte es auch darum gehen, offen gesagt, aber 15 gefallene Krieger beeindrucken heute niemanden mehr.

Nein, auf Rudi warte ich, weil die Eylath ein Menetekel ist. Mene mene tekel upharsin. Falls Sie die Bibel gelesen haben, wissen Sie, was ich meine. Das Reich, dessen Tage nach dem Willen seiner Feinde gezählt sein sollen, ist Israel. Und gewogen und zu leicht befunden wurde die Motivierung der sowjetischen Unterstützung für die Araber in diesem Krieg. Schon lange. Weil der Vorwurf des Imperialismus einem Kleinstaat gegenüber, der von sozialistischen Parteien und einer sozialistischen Ge-

werkschaft gelenkt wird, eine lächerliche Verleumdung ist.

Doch um das zu wissen, brauch ich Rudi nicht. Damit wir uns recht verstehen. Aber wer gegen die Bomben in Vietnam ist, so sehe ich's nämlich, der muß auch gegen die VSSA-Raketen vor Port Said sein, und wenn er das nicht laut sagt, dann kauf ich ihm das andere auch nicht ab, und der böse Verdacht könnte in mir entstehen, daß es mit seiner geistigen Unabhängigkeit nicht allzuweit her ist.

Deshalb warte ich auf Rudi. Daß er was sagt! Jetzt warte ich schon ziemlich lange. Ja und ganz allmählich fange ich an, mir ein bißchen wie Estragon vorzukommen. Oder wie Wladimir. Sie wissen doch: Wladimir und Estragon, die beiden Clowns, die auf den Popanz Godot warten, der nicht kommt...

Gerd Angermann

Mit dem Putsch der Generale

begann 1936 der Todeskampf der spanischen Demokratie – mit dem Angriff der deutschen Legion Condor auf Guernica vergrößerte sich das unermeßliche Leid des spanischen Volkes.

Der Sieg General Francos über die Republik im Frühjahr 1939 brachte kein Ende des Schreckens und des Terrors. Franco ließ Hunderttausende spanischer Demokraten ermorden, foltern, einsperren. Noch heute sitzen viele von ihnen hinter Kerkermauern. Noch heute werden Gegner des Regimes – Studenten, Professoren, Gewerkschaftler – verurteilt, wenn sie mehr soziale Gerechtigkeit fordern oder demokratische Freiheiten, wie sie bei uns selbstverständlich sind.

Für hunderttausend spanisch-demokratische Flüchtlinge bedeutet das faschistische Regime lebenslanges Exil. Vor fast dreißig Jahren sind sie über die Pyrenäen vor der Rache Francos nach Südfrankreich geflohen. Ein Zurück gibt es für sie nicht mehr. Die meisten Jungen haben im Laufe der Zeit Arbeit gefunden. Nicht aber die Alten und Kranken. Ihr Leben in Freiheit ist ein Leben in materieller Not. Ihnen fehlt es am Lebensnotwendigsten: an Kleidung, an Möbeln, an warmen Decken, an Heizmaterial für den Winter.

Spanische Flüchtlinge erwarten Ihre Hilfe!

Einer von ihnen, die Witwe des Rechtsanwalts H., lebt mit ihrer Schwester in Clermont d'Herault von 109 NF Monatspension. Dazu verdient sie 67 NF durch gelegentliche Näharbeiten. Das sind zusammen 140,- DM im Monat für zwei alte, kranke Menschen. Zwei Fälle von vielen, denen geholfen werden muß. Fälle? Zwei Menschen in bitterer Not und Hilflosigkeit.

In Montauban lebt das Ehepaar J. D. C., beide über 70 Jahre alt, zusammen mit einer verkrüppelten Tochter von einem monatlichen Einkommen von etwa 270,- DM. Der tuberkulosekranke Sohn kann der Familie nicht helfen. Bei den hohen Lebenshaltungskosten in Frankreich reicht der Betrag von 90,- DM pro Person auch bei bescheidenster Lebensführung nicht aus.

Bis jetzt können wir nur wenigen von ihnen helfen.

Das Durchschnittseinkommen der von uns unterstützten Flüchtlinge liegt bei weniger als 130,- DM im Monat. Soweit unsere Mittel reichen, schicken wir ihnen 30,- bis 40,- DM im Monat.

Pablo Casals wurde 90!



Ein großer Musiker,
ein spanischer Flüchtling bittet um Hilfe für seine Landsleute im Exil.

Deutsches Komitee zur Hilfe für demokratische spanische Flüchtlinge e.V.

2000 Hamburg 6, Moorkamp 5, Ruf 40 42 73

sind Name und Anschrift einer Vereinigung, die mittellose demokratisch gesinnte Spanier unterstützt. Die Mitglieder des Komitees setzen sich leidenschaftlich für die Verwirklichung demokratischer Lebensformen ein und haben sich ehrenamtlich zu dieser Arbeit zusammengefunden. Sie können ihnen bei dieser selbstgewählten Aufgabe helfen, indem Sie auch 1967/68

eine Geldspende

auf eines der folgenden Konten überweisen:

Bank für Gemeinwirtschaft in Hamburg, Konto 61 556
Deutsche Bank in Hamburg, Konto 2/01 467
Postscheckkonto Hamburg 175 08.

Das Komitee ist auch für kleinste Beträge dankbar, jede Mark lindert die Not. Selbstverständlich erhalten Sie vom Komitee für das Finanzamt eine Bescheinigung über den gespendeten Betrag, denn Ihre Spende ist von der Steuer abzusetzen. Sollten Sie von der beiliegenden Zahlkarte Gebrauch machen, so gilt der Einlieferungsschein als Beleg für das Finanzamt.

eine Patenschaft übernehmen

Das ist bereits für nur 30 DM im Monat möglich. Sie können mit Ihren Paten unmittelbar in Verbindung treten. Wir nennen Ihnen auf Ihre Bitte eine Anschrift. Wir übernehmen jedoch die Patenschaft auch stellvertretend für Sie. Dann müßten Sie uns den entsprechenden Betrag für ein oder mindestens für ein halbes Jahr überweisen. Teilpatenschaften für monatlich 5 oder 10 DM sind ebenfalls möglich, da wir mehrere Teilpatenschaften dann zu einer vollen Patenschaft zusammenfügen.

Laßt sie nicht allein

Immer noch müssen Menschen wegen ihrer demokratischen Einstellung fern von ihrem Vaterland unter größten Entbehrungen leben.

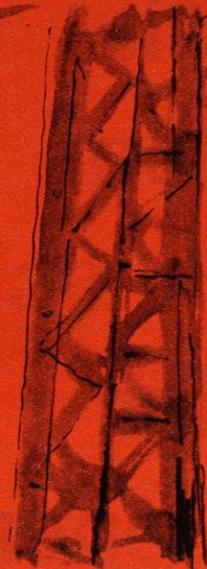
Wir müssen deshalb helfen! Vor allem Freunden der Demokratie, die dazu verurteilt sind, in der Fremde als politische Flüchtlinge in sozialer Not zu leben.

Der Mut und die Bereitschaft, auch unter größten Entbehrungen für die gerechte Sache einzutreten, verdienen bei den spanischen Flüchtlingen besondere Anerkennung. Wir dürfen sie deshalb nicht allein lassen.

WALTER ARENDT

1. Vorsitzender der IG Bergbau und Energie
Präsident des Internationalen Bergarbeiterverbandes

DIE FAHRT ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE



Selbst bei härtestem Frost geriet man auf diesen Hängen ins Schwitzen. Jakob Onisia troff der Schweiß von Brust und Rücken; er hatte kaum mehr als die Hälfte des Weges über die Anhöhe zurückgelegt, und bis nach Petrila waren es noch drei Kilometer, wenn man dem Lauf des Schil folgte.

Den Weg von Aninoasa nach Petrosani kreuzten drei tiefe Täler und drei steile Bergkämme, die vom Gebirge ausliefen. Der Pfad, der diese Hindernisse überwand, stieg dreimal steil an und senkte sich dreimal tief hinab. Ein anstrengenderer Weg war nicht vorstellbar. Jakob Onisia benutzte diesen Pfad; und sooft er keuchend den Gipfel der Anhöhe erreicht hatte und sah, daß er sofort auf der anderen Seite niedersteigen müsse, um dann wieder den gegenüberliegenden Hang zu erklimmen, erfaßte ihn stumme Raserei. „Wahrhaftig, eine Strafe“, murmelte er. Und er besann sich, daß er tatsächlich eine Strafe abzubüßen hatte.

Er schämte sich dieser Strafe nicht. Der Chefingenieur hatte ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: „Jakob Onisia, Sie müssen verstehen.“ Und er hatte verstanden. Zwei Monate, da wird die Welt nicht untergehen. Es tat ihm damals um nichts leid. Es war im Herbst gewesen, zur Zeit, als man den Pflaumenschnaps brannte. Eines Tages war er nicht ganz sicher auf den Füßen zur zweiten Schicht erschienen. Das heißt: eigentlich konnte er sich kaum gerade halten. Sie wollten ihn nicht unter Tag lassen. Aber er riß sich los und zwängte sich gewaltsam in den Förderkorb. Vergeblich schrien sie von oben in die Grube. War etwas vorgefallen? Nichts war vorgefallen. Alle mußten zugeben, daß es nicht schlecht ausgegangen war. Er stieg in seinen Stollen, suchte mit niemandem Streit, arbeitete still und lieferte einen Waggon mehr als gewöhnlich. Doch bestraft wurde er trotzdem.

Weder der Meister noch der Obersteiger, weder der Grubenleiter noch der Ingenieur wollten ihn bestrafen. Sie kannten ihn gut, ihn, den Jakob Onisia. Doch der Chefingenieur, ein Feigling, dachte: „Berichten wir es lieber nach Bukarest, an die Generaldirektion.“ „Weswegen sollen wir einen Bericht nach Bukarest schicken?“ fragte ihn der Abteilungsleiter. „Du bist jung“, antwortete ihm der Obersteiger, „du kennst das Leben noch nicht. Eines Tages werden es andere auch so machen, und es geht schief. Dann werden sie in Bukarest melden, daß wir Jakob Onisia nicht bestrafen haben, und die Bonzen dort werden uns fragen: Warum habt ihr den Onisia nicht bestraft? Schreiben wir also hin, damit wir gedeckt sind.“ Sie berichteten also nach Bukarest über den Vorfall, schrieben auch, daß Jakob Onisia ein braver Kumpel sei, der seit siebzehn Jahren in Aninoasa arbeite und keine Strafe verdiene. Nach zwei Wochen traf aus Bukarest die Antwort ein: Jakob Onisia ist zu bestrafen. Er soll für zwei Monate nach Petrila versetzt werden. Allen tat es leid; sie schlugen ihm auf die Schulter und sagten: „Onisia, du mußt verstehen.“

Am 1. November begann Jakob Onisia seine Strafe abzubüßen. Von Aninoasa nach Petrila sind es sechs Kilometer Luftlinie. Die Gondeln einer Drahtseilbahn legen diesen Weg in einer dreiviertel Stunde zurück. Doch zu Fuß, über die Anhöhen, schafft man ihn kaum in drei Stunden. Wenn Jakob Onisia in der ersten Schicht arbeiten mußte, brach er um drei Uhr nachts auf. Frau und Kinder schliefen noch. Wenn um halb fünf die Sirenen zu heulen begannen, um alle Arbeiter dieser Schicht aus dem Schlaf zu wecken, erstieg er bereits die zweite Anhöhe. Er hatte Mühe, Petrila um sechs Uhr zu erreichen.

So ging es seit fünf Wochen. Zweimal hatte er in der dritten Schicht gearbeitet, die von zehn Uhr abends bis zum Morgen dauerte, und zweimal in der ersten. Jetzt kam er zur zweiten Schicht und verließ um zehn Uhr abends seinen Arbeitsplatz. Nur noch wenige Tage, und er hatte es hinter sich. Gut, daß es zu Ende ging, denn er konnte es kaum noch ertragen. Der Weg war eine Strapaze. Ein Paar Schuhe hatte er schon durchgelaufen. Es schien ihm, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan, als steile Pfade bergauf und bergab zu steigen, über seinem Kopf die endlos ziehenden Gondeln der Drahtseilbahn, die großen schwarzen Vögeln glichen.

Als er hier begann, war es noch Herbst gewesen. Weiße Birken mit vergilbtem Laubwerk hatten den Weg gesäumt. Einem Spaziergänger wäre dieser Weg sehr schön erschienen. Vor sich hatte er die Talhänge; bedeckt mit Weinbergen, über denen sich ein dunklerer Streifen hinzog und die gekrönt waren von den in Schnee gehüllten Gipfeln. Auf den von der Sonne beschienenen Anhöhen dieser Seite jedoch weideten zwischen den stillen Birken die Bewohner von Dalsha ihr Vieh.

Nach ungefähr einer Woche hatte die Regenzeit begonnen und den Pfad aufgeweicht. Mit jedem Tag war der Weg beschwerlicher geworden. Jakob Onisia kämpfte mit den Anhöhen und dachte zornig an die Herren in Bukarest. Was wissen die, wo Aninoasa und wo Petrila liegt! Sollen sie hier nur ein einziges Mal um drei Uhr nachts wie Gespenster vor dem ersten Hahnenschrei durch den Schmutz waten. Es wurde immer schlimmer. Der Regen wurde eisig und ging in Schnee über. Wenn man ihm wenigstens erlaubt hätte, mit der Drahtseilbahn zu fahren; doch niemand durfte sie benutzen. Nur der Linienwärter fuhr einmal täglich von einem Ende zum anderen. Man sah ihn wie eine große Fledermaus mit ausgespannten Flügeln in der Gondel über die Berge schweben.

Eine Woche vor Sankt Nikolaus brach der Schneesturm los; und drei Tage später lag alles unter tiefem Schnee begraben. Zuweilen schneite es die ganze Nacht hindurch, so daß die Bewohner von Dalsha am nächsten Morgen neue Pfade in den Schnee treten mußten. Sie brauchten Geld für Weihnachten, und darum gingen sie häufig nach Aninoasa oder Petroschan, um dort einen Sack Äpfel

oder ein Ferkel zu verkaufen.

Als Jakob Onisia in Petrila ankam, standen einige alte Witwen in schwarzen Kleidern vor dem Tor des Bergwerks und verkauften den Grubenarbeitern der ersten Schicht, die gerade die Grube verließen, die Sorkova, blumenverzierte Stäbe für den Neujahrsglückwunsch. Er trat in den Hof, dachte an seine Kinder und machte kehrt, um ebenfalls ein Glückwunschstäbchen zu kaufen. Abends beim Verlassen der Grube würde er niemanden mehr vor dem Tor antreffen. Die Sirene heulte langgedehnt die zweite Mittagsstunde. Eilig ging er zum Schacht. Ein großer, kohlengefüllter Eisenofen glühte im Hof unter freiem Himmel, und ein Mädchen in Hosen wärmte sich an ihm die Hände. Lächelnd trat er neben sie und rief ihr noch laufend entgegen: „Glück auf!“

Als ihn einige Kumpel vor dem Schachteingang mit dem Blumenstäbchen in der Hand kommen sahen, hänselten sie ihn:



„Hör, Jakob Onisia, nimm es mit in den Stollen; sollst sehn, wie schön das sein wird.“

„He, Jakob, nimmst es wohl mit unter Tag, um den Pferden ein fröhliches Neujahr zu wünschen?“

Jakob Onisia ließ das Stäbchen eben bei einem der Wagenführer zurück. Im Stollen traf er einen Kameraden aus Kimpa, mit dem er sich sehr gut bei der Arbeit verstand. Sie lieferten zusammen vierzehn Waggons. An diesem Tag sprach man in der Grube von nichts anderem als von Wein, Würsten und Schweinebraten.

Jakob Onisia hatte vor drei Tagen geschlachtet. Den Wein wollte er morgen in Aninoasa kaufen. Die schwarzglänzende Kohlenwand vor Augen, sah er nichts anderes als die großen roten Fleischstücke vor sich, die zu Hause im Trog lagen. Mit gesteigerter Anspannung, fast zornig, schlug er den Hammer in die Kohle. Große Kohlenbrocken fielen ihm vor die Füße. Nur die gutgenährten Pferde zogen schwer und gemächlich die Kohlenwagen, ohne an der Ungeduld, die die Kumpel erfaßt hatte, ohne an den Freuden, mit denen sie sich in Gedanken ständig beschäftigten, teilzunehmen. Nicht einmal das älteste Pferd, das eine Menge Grubengeheimnisse kannte und besondere Ereignisse voraussehen konnte, spürte, daß morgen Weihnachten war und sie sich dann in den Ställen zwei Tage lang von der Arbeit ausruhen durften.

Um 5 Uhr ließen die Bergleute den Hammer ruhen, griffen zur Säge und begannen die Stollen zu sichern. Während der beiden Festtage sollte es kein Unglück geben. Bis zum Ende der Schicht verschalten sie die Stollen mit frischen weißen Brettern, die durch Strebebalken nach allen Seiten hin sorgsam gestützt wurden. Von den Kohlenflözen war fast nichts mehr zu sehen; es roch nach frischem Tannenholz. Nun konnte man die Grube in Ruhe zwei Tage allein lassen.

Im Schein der Glühbirnen, die den Hof erhellen, wirbelten Schneeflocken. Die Bergleute strebten leicht vorgeneigt zum Ausgang. Jeder trug unter dem Arm oder auf dem Rücken seine runde Holzscheibe. Einer nach dem anderen hatte mit Glückwünschen Abschied genommen, bis Jakob Onisia schließlich allein zurückblieb. Er begann schneller zu gehen, überquerte die Eisenbahnbrücke, die über den Schil führte, und stieg in die Bukowina-Siedlung hinab. Im Dunkeln hörte er das metallische Klirren der Gondeln, die an den Tragseilen entlangglitten. Heute abend – dachte er – wird es das fünfte Mal gewesen sein. Es war kälter denn je, und dort oben würde er tüchtig frieren müssen. Aber zu Fuß über die Hügel steigen?...

Bisher war Jakob Onisia in der Dunkelheit viermal verstohlen mit der Drahtseilbahn nach Aninoasa heimgekehrt, und auch diesmal sollte es nicht anders sein. Niemand würde Verdacht schöpfen; wie ein Vogel würde er in gerader Linie über die drei tiefen Täler hinwegschweben,

ohne dauernd hinauf- und wieder hinabsteigen zu müssen. Er sah sich über sie dahinfahren, mit einem Gefühl, gemischt aus Haß und Freude, wie man es gegenüber Todfeinden haben mag, die einem nichts anhaben können. Winden würden sich die Täler dort unten in der Tiefe wie niederträchtige Drachen, die ihn quälen wollen, aber nicht bis zu ihm gelangen können. Über sie hinfahren würde er in der Drahtseilbahn und ihnen von oben eine Lanze in den Rachen stoßen, wie der heilige Georg, der reitend über den Drachen hinwegsetzte.

Jakob Onisia durchquerte die Siedlung Bukowina; zu beiden Seiten waren die Häuser erleuchtet, in denen man sich für das Weihnachtsfest rüstete. Vor jedem Haus war in den Schnee ein schwarzer Fleck geschmolzen, der von der Lauge herrührte, die die Frauen nach dem Scheuern der Fußböden aus den Eimern gegossen hatten. Auch bei ihm daheim waren jetzt die Fußböden gewaschen, und es roch nach Feiertag.

Die Gondeln, die über den Häusern der Siedlung dahinglitten, klirrten ohne Unterbrechung. Irgendwo auf dem Hügel zogen Kinder von Haus zu Haus und sangen Weihnachtslieder.

Verstohlen und lautlos wie eine Katze erkletterte Jakob Onisia das Holzgerüst am Beginn der Strecke. Er erreichte die Querstreben, an denen die Gondeln langsam vorüberzogen. Man brauchte nur einzusteigen. Es war nicht gefährlicher als das Einsteigen in einen Eisenbahnwagen, ehe er sich noch recht in Bewegung gesetzt hat. Mehrmals warf er einen Blick auf das beleuchtete Wärterhäuschen. Zwei Gondeln ließ er an sich vorbeiziehen. Als die dritte auftauchte, warf er das Beil und das blumengeschmückte Stäbchen hinein und schwang sich, mit beiden Händen fest zupackend, rittlings auf den eisernen Rand der Gondel. Mit dem Fuß tastete er an der Wand entlang, bis er auf einen Holzblock stieß, auf den er sich rasch niedergleiten ließ. Unten, neben der Hütte des Wärters, schlug ein Hund an. Jakob Onisia zog den Kopf zwischen die Schultern und kauerte sich auf dem Boden der Gondel nieder: Doch wer hätte ihn jetzt noch sehen können? Die Gondel glitt leicht über der Erde dahin, nach Aninoasa. Noch eine Stunde, und er war zu Hause. Die Menschen, die das Paradies beschrieben haben, müssen eine dürrtige Phantasie gehabt haben. So dachte Jakob Onisia jedesmal glücklich in den ersten Augenblicken, wenn ihn die Drahtseilbahn durch die Luft trug. Die Glückseligkeit des Paradieses kann nicht anders sein als das Glück, das man fühlt, wenn einen die Drahtseilbahn unermüdlich über Hügel und tiefe Täler führt.

Bald versank Petрила mit seinen Zehntausenden Lichtern gleich dem untergehenden Siebengestirn in der Tiefe. Doch als Jakob Onisia über Petrosani dahinglitt, wurde die Welt zu einer Märchenlandschaft von unvorstellbarer Schönheit. Sein Blumenstäbchen in der Hand, stand Jakob Onisia aufrecht in der Gondel und staunte.

Die Erde war ein funkelndes Lichtermeer, so weit das Auge reichte. Hunderte von strahlenden Punkten erhellten die Nacht bis zum fernen Rand der Berge. In der Stadtmitte drängten sie sich zu einem funkelnden Lichtfleck zusammen, von dem strahlenförmig leuchtende Ketten zu den Siedlungen am Stadtrand hinführten. In der Ferne blieb nur da und dort ein schwacher Lichtpunkt sichtbar. Dieses Lichtermeer wurde in der Mitte von einem dunklen Band zerschnitten, auf dem nur vereinzelt einige schwache rote und grüne Punkte schimmerten. Es war der Bahnhof mit seinen zwanzig Gleisen. Den Schnee zwischen den Schienen hatten Kohlenstaub und Schlacke bedeckt, so daß alles noch schwärzer erschien als die Finsternis der Nacht.

Der Lärm der Stadt vermischte sich in dieser Höhe zu einem gleichmäßigen, undifferenzierten Geräusch. Langsam schwebte die Gondel über dieses Lichter-



meer hinweg, Aninoasa entgegen. Allmählich begannen die Lichter unterzugehen, ganz langsam, eine Welt, die in die Tiefe versank. Leicht, fast unmerklich, hob das Kabel der Drahtseilbahn die Gondel zum Gipfel des ersten Hügels.

Wenig später tauchten die schneebedeckten Berge aus der Dunkelheit auf; sie kamen so nahe, daß es schien, als könnte man sie mit der Hand berühren. Als Jakob Onisia hoch oben am Rande des ersten Berges anlangte, blieb Petrosani immer noch wie auf dem Grunde des Ozeans sichtbar. Seine Lichter verschmolzen zu einem funkelnden Diadem. Eines der Streckenenden näherte sich, und Jakob Onisia verbarg sich in der Gondel, um nicht entdeckt zu werden. Jetzt erst merkte er, daß er vor Kälte zitterte. Er kauerte sich eng auf seinem Holzblock zusammen und versuchte, das Brennen seiner Haut zu vergessen. Die Gondel glitt über die öde, vereiste Hochfläche zwischen den Eisenpfeilern dahin. Jetzt erreichte er das erste der drei tiefen Täler. Die Kabel der Drahtseilbahn schwangen sich, leicht durchhängend, ohne jede Stütze von einer Seite des Abgrunds zur anderen; und die Gondel folgte diesem Schwung in der Finsternis über dem Nichts. Sie erklimmte den Gipfel, erreichte den mächtigen Pfeiler, auf den sie sich einen Augenblick stützte, als wollte sie frische Kräfte sammeln, und schwebte jäh über das zweite, das tiefste Tal. Unten waren nur wenige schwache Lichter zu erkennen: die Hütten des Weilers Dalsha. Die Gondel zog auf ihrer luftigen Fahrt über sie hin, setzte noch eine Zeitlang ihren Weg fort und hielt an. Das Surren der über die Kabel gleitenden Rollen war verstummt. Tiefe Stille.

Es konnte höchstens $\frac{1}{2}$ 11 Uhr sein. Jakob Onisia kauerte sich auf dem Boden der Gondel zusammen und wartete. Er stopfte seine Fäuste so tief er konnte in die Taschen; doch zwischen Taschenrand und dem kurzen Ärmel blieb trotzdem ein Streifen Haut unbedeckt; und an dieser Stelle spürte er schneidend den Frost, als seien seine Hände mit Ketten gefesselt. Von den Handgelenken stieg die Kälte unter dem Rock die Arme hinauf bis zu den Ellenbogen, wo sie noch heftiger schmerzte. Jakob Onisia versuchte, den Schmerz zu lindern, indem er die Hände so stark wie möglich gegen die Rippen preßte. Erste Zweifel beschlichen ihn. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, in diesem Frost zu Fuß zu gehen. Doch dann wäre er erst nach Mitternacht zu Hause gewesen. Ein Glück, daß es wenigstens windstill war. Die Gondel mußte sich gleich wieder in Bewegung setzen. Mühsam drehte er sich eine Zigarette und zündete sie an.

Er hatte sie fast zu Ende geraucht, und noch immer fuhr die Gondel nicht weiter. Und in dem Augenblick, da er zum letztenmal an der Zigarette zog, durchfuhr ihn der Gedanke, der ihn mit der Gewalt eines Blitzes niederschmetterte. Er glück dem Funken, der in der Grube das Erdgas entzündet, der Kräfte entfesselt, durch die die Schienen der Grubenhunde aus

dem Boden gerissen und wirbelnd in die Luft geschleudert werden, der Tote hinterläßt mit versengten Haaren und verbrannten Kleidern, der Pferdeleiber zu einem gestaltlosen Haufen Fleisch verkohlt.

Als er in die Drahtseilbahn gestiegen war, hatte sich das Erdgas in ihn eingeschlichen; und jetzt war es explodiert. Es hatte ihn zerstört wie ein Bergwerk. Alles in seinem Innern stürzte zusammen. Wann hatte ein einziger Gedanke einem Menschen soviel Unheil zugefügt! Der Gedanke: Morgen ist Weihnachten! Die Drahtseilbahn wird nicht weiterfahren. Sie wird zwei Tage lang stillstehen.

Wie ein plötzliches Aufleuchten ging es durch Jakob Onisias Bewußtsein, daß er der Gefangene des Nichts, der Nacht und des Frostes war. Er war vernichtet. Mit schreckensstarrten Augen sah er die Welt; sie hatte sich gewandelt, sie war eine große heimtückische Feindin geworden. Eine unbedeutende Episode, die Stunde im Herbst, in der er sich einen Rausch angetrunken hatte; sie erschien ihm jetzt wie eine verborgen gelegte Falle, in die er ahnungslos hineingetappt war.

Die Menschen saßen geborgen in ihren Häusern, in der wohligen Wärme, die sie zwei Tage lang nicht verlassen würden.

Die Gruben und die Zechen waren wie ausgestorben. Zwei Tage und zwei Nächte würde sich hier nichts mehr regen; und er würde in seiner Gondel über dem Abgrund hängen und vor Hunger und Kälte sterben. Es war ihm nach Heulen zumute. Statt seiner heulte im Dalshatale am Rande des Waldes ein Wolf.

Wie langsam würden jetzt die Stunden dahinschleichen? Und was würde mit ihm geschehen? Zwei Fragen, die in ihm aufstiegen wie die Menschen, die nach einem Grubenunglück mit zitternden Beinen, erloschenen Laternen und zerfetzten Kleidern aus der Tiefe der Schächte aufsteigen; zwei Fragen, die ihn peinigten und ihn mutlos machten. Aber so quälend diese Gedanken waren, sie wurden überdeckt von zwei sehr bestimmten Empfindungen, die seinen ganzen Körper zu beherrschen begannen wie zwei unbarmherzige Dämonen, die lange martende Speere in sein Fleisch stießen. Ihn hungerte. Und er fror. Allmählich ließ sein Widerstand nach, er wurde eine Beute dieser grausamen Qualen. Er fühlte sich am Ende seiner Kräfte.

Über dem Weinberg ging jetzt der Mond auf.

Wurde je ein Mensch, der den Tod vor sich sieht, Zeuge eines großartigen Schauspiels? Jakob Onisia rollten einige Tränen die braunen Wangen hinab. Herr, mein Gott, verlaß mich nicht. Herr, mein Gott, murmelten seine Lippen, während er, von seinem Unglück übermannt, auf die Herrlichkeit blickte, die sich unter ihm ausbreitete.



Die langen Schatten der Berge hatten sich in Bewegung gesetzt und glitten langsam und feierlich über die Erde, die zu erschauern schien. Schwere dunkle Flächen krochen über den Schnee, verschoben sich im Kreis und jagten einander, als seien Vorweltungeheuer in dieser Nacht wiederauferstanden. Hoch über ihnen erstrahlten wie in Feuer getaucht die Gipfel der Berge. Weiße, funkelnde Flammen, kalt und unwirklich, spielten über den Spitzen, als würden sie alle Schätze der Erde in sich bergen. Kalt, schweigsam und bleich glitt der Mond über die eisige gläserne Wölbung des Himmels. Im Norden reckten sich die nahen Berge wie gigantische Tempel aus weißem Marmor gegen den Himmel. Herr, mein Gott, verlaß mich nicht, Herr, mein Gott, beteten mechanisch die Gedanken und Lippen des Menschen über dem Abgrund. Plötzlich belebte sich diese eisige Polarlandschaft, in der sich nur die großen Schatten der Berge bewegt hatten, und in Jakob Onisias Seele keimte wieder Hoffnung. Doch sie war wie die Lichter, die über den Bergen spielten: unwirklich und ohne jeden Zusammenhang mit dem Schicksal, das dem Bergmann aus Aninoasa beschieden war.

Wie fast in jedem Jahr, so brachen auch an diesem Heiligen Abend die Wölfe in den Weiler von Dalsha, wo sich einige Schafställe befanden. Es schien, als folgten sie einem alten Gesetz. Anfangs war nur ein ersticktes Geräusch zu hören; dann begannen die Hunde plötzlich wild zu heulen. Einen Augenblick später öffneten sich alle Türen, und während die Frauen in den Hütten die Döchte der Lampen höher schraubten, stürzten die Männer, aus vollem Halse brüllend, ins Freie; ein wildes Geschrei, das dem Heulen rasender Bestien glich. Sie griffen nach Heugabeln und Pfählen und liefen barfuß in wilder Jagd durch den Schnee zu den Ställen.

Der Kampf schien sich am Rande des Weilers abzuspielen. Dort brüllten einige Männer besonders laut; sie feuerten einander an, während die Hundemeute wild kläffend losstob. Schwarze Flecken glitten über den Schnee. Die Wölfe hatten anscheinend ein Schaf geraubt und versucht, sich mit ihm gegen den Wald zurückzuziehen. Kleine rötliche Flammen blitzten auf, und peitschende Gewehrschüsse hallten langgedehnt in den Tälern.

Über dem Abgrund hängend, blickte Jakob Onisia auf das Treiben unter sich; anfangs hoffnungsvoll, später wie auf ein Schauspiel aus einer andern Welt. Was konnte ihm all dies nützen? Dort unten standen sie mit den Füßen auf der Erde und konnten gegen die Wölfe zu Felde ziehen. Ihnen ging es gut. Seine Gedanken waren verzweifelte Botschaften: Brüder, laßt mich nicht hier sterben, Brüder. Aber die Kehle blieb ihm zugeschnürt, er vermochte kein Wort hervorzubringen. Wer hätte ihn auch hören sollen?

Unten beruhigte sich der Lärm der Hunde, man hörte nur noch das Blöken der verängstigten Schafe. Auch Jakob Onisia

näherten sich aus dem Himmelsraum große Wölfe, die sich anschickten, ihn zu zerfleischen. Aber er hatte kein heißes Blut zu vergießen. Er war bis ins innerste Mark erfroren. Seine alte, aber noch gute Pelzmütze, die ihn immer gut gewärmt hatte, schien ihn weniger zu schützen als dünnes Zigarettenpapier. Doch als er sie abnahm, um in ihr seine erstarrten Fäuste zu wärmen, spürte er, daß rings um seinen Kopf ein kalter Streifen aus Eis lief, der ihn wie Säure brannte. Schnell setzte er seine Mütze wieder auf. Die Füße in den schweren Schuhen waren starr und kalt wie tote Klötze. Ihn hungerte. Ein nagender schwarzer Hunger wühlte in ihm. In der Magengrube fühlte er eine grausame quälende Leere. Dort unten inmitten des Waldes zerfleischten die Wölfe das Schaf und sättigten sich. Auch ihnen ging es gut. Allen ging es gut, die mit ihren Füßen auf der Erde standen. Nur er hing zwischen Himmel und Erde in der kalten Luft, vom Frost gefangen, der sich erbarmungslos in ihn verbiß.

Sein Sterben sollte noch lange währen, Hoffnungen und Enttäuschungen sich abwechseln. Mehrmals schien es ihm, als setzte sich die Gondel in Bewegung. Dann lauschte er angespannt, und ein heißer Blutstrom schoß ihm zum Herzen. Vielleicht war die Drahtseilbahn nur defekt gewesen und würde nun die ganze Nacht bis zum Tagesanbruch weiterfahren. Bei solchen Gedanken schien sich über die Welt wieder ein Leuchten auszubreiten,

ein Glänzen, das wohl von seinem Innern ausging. Er sah sich bereits bei seiner Familie in der warmen Stube mit dem nach Lauge duftenden Fußboden. Doch die Drahtseilbahn blieb wie festgebannt stehen, erstarrt in der schwarzen Masse aus Nacht und Frost. Wenn sie dort unten wüßten, daß er hier oben gefangen war, so wären sie vielleicht aufgebrochen, um ihn ans rettende Ufer zu ziehen. Aber was würde der Obergeringenieur sagen; gewiß würden sie ihn wieder bestrafen. Tausend Gedanken und Bilder bekannter Gestalten durchkreuzten sein Hirn: der Kamerad aus Petrila, seine Frau, der Obergeringenieur, die Kinder, der Schankwirt aus Aninoasa, die Hirten aus Dalsha. Sie traten einer nach dem anderen in die Gondel, jeder hatte ihm etwas zu sagen, sie stritten mit ihm oder gaben ihm Ratschläge, was zu tun sei, und zerflossen wieder in Nacht. Seine Hand stieß an den Griff des Beils, sie tastete nach dem Holzklötz auf dem Boden der Gondel, und mühsam formte sich in seinem erstarrten Gehirn allmählich ein glücklicher Gedanke. Er rückte den Holzklötz zurecht und begann, dünne Späne von ihm abzuschlagen.

Der vereiste Stamm dröhnte hohl. Mit einem sicheren Hieb spaltete er ihn schließlich in zwei Teile. Man hätte Jakob Onisia, der zu so ungewöhnlicher Stunde und auf so erhöhtem Ort ohne alle Verbindung mit der Welt im Mondlicht das Beil schwang, für einen Menschen halten

können, der seiner gewohnten Arbeit nachgeht.

Mit froststarrten Fingern versuchte er, die Späne mit einem Streichholz in Brand zu stecken; doch es erlosch, noch ehe das Holz Feuer gefangen hatte. Ungeduldig entzündete er ein zweites Streichholz und hielt es unter die Späne, bis die Flamme seine Finger erreichte. Doch auch beim zweitenmal gelang es ihm nicht, ein Feuer zu entfachen. Nun griff er zum Blumenstäbchen und setzte es mit dem dritten Streichholz in Brand. Die Papierblumen rollten sich zusammen, eine nach der anderen flammte auf, er schob sie unter den Spänehaufen, der endlich aufprasselte.

Es mochte inzwischen ein Uhr geworden sein, vielleicht auch später. Der Mond war von den weißen Gipfeln des Weinbergs über die nachtdunklen Wälder des Surdukpasses gezogen. Die großen Schatten der Berge schoben sich langsam über die weißen Schneehalden. Jetzt gab es noch einen anderen Schatten, den kleinen, schwankenden, flüchtigen Schatten, der die Anwesenheit eines Menschen und seiner Tragödie im schweigenden Reich der Nacht und des Schnees verriet. Auf den Seitenwänden der Gondel zeichneten sich dunkel die Umrisse von Jakob Onisias Beinen und Körper ab, während der Schatten der über den Rand hinausragenden Schultern und des Kopfes unbestimmt und ins Riesenhafte verzerrt auf den weiten Hängen der Berge im Norden verschwamm; nicht weit von der Stelle, wo sich vorzeiten die Stätte Sarmisagethusas befand. Jakob Onisia war der letzte Daker, der auf dieser uralten Stätte die Nacht unter freiem Himmel im Schein eines Tannenholzfeuers verbrachte. Doch von den Millionen Menschen, die in zweitausend Jahren die Nacht in Einsamkeit an einem Feuer verbracht hatten, konnte keiner größere Qualen, keiner peinigeren das Gefühl empfunden haben, verdammt zu sein.

In Dalsha lebte ein alter Schafhirt, der vor langer Zeit durch die Mißhandlungen der kaiserlichen Gendarmen schwachsinnig geworden war. Dieser Schafhirt erzählte später folgende Geschichte: Nach dem Unglück mit den Wölfen, so um den dritten Hahnenschrei herum, sei er noch einmal ins Freie getreten und vor Entsetzen wie festgenagelt stehen geblieben. Auf dem Grunde des schwarzen Himmels hätten seine Augen in beträchtlicher Höhe ganz deutlich ein Stück der Hölle erblickt. Im Dunkel der Nacht sei dort oben ein Pechkessel zu sehen gewesen, einer von denen, in dem die Sünder braten und wie sie in der Kirche gemalt sind. Rote Flammen und Funken seien aus seinem Innern hervorgeschossen, und mitten im Kessel habe sich ein Mensch nach allen Seiten gekrümmt. Entsetzen über diese Höllenerscheinung, deren Zeuge er gerade in der heiligen Weihnacht gewesen sei, habe ihn ins Haus zurückgetrieben. Später habe er noch einmal aus dem Fenster geblickt und gesehen, daß die Flammen erloschen waren, und kurze Zeit darauf



**Geo Bogza:
Der Tod des Jakob Onisia**

Die Erzählung drucken wir mit freundlicher Erlaubnis der Fischer Bücherei ab. Sie ist entnommen dem Band „Rumänien erzählt“. Geo Bogza, geboren 1908, begann schon als Neunzehnjähriger zu schreiben. Ab 1933 war er als Journalist tätig und zeichnete sich als glänzender Reporter aus. Geo Bogza ist heute Vorstandsmitglied des Rumänischen Schriftstellervereins und Mitglied der Rumänischen Akademie. Für sein literarisches Werk erhielt er den Rumänischen Staatspreis. Übersetzt wurde die Erzählung von Edith Silbermann-Horowitz.

sei der Pechkessel in der Dunkelheit verschwunden.

Der Lehrer aus Aninoasa, dessen Frau im Herbst bei einer Geburt starb, war am Morgen nach dem Überfall der Wölfe aus Dalsha von zu Hause aufgebrochen, um einer Einladung des orthodoxen Pfarrers von Petrosani für den ersten Weihnachtstag zu folgen und dem Gottesdienst beizuwohnen.

Es herrschte ein trockener, rauher, unbarmherziger Frost. Er hatte den ersten und dann auch den zweiten Hügel erklimmen, und als er nun bei Dalsha ins Tal hinabstieg, entdeckte er neben dem Pfad sogleich die Spuren des nächtlichen Kampfes. Der Schnee war über weite Flächen aufgewühlt und an den Stellen, wo Hunde und Wölfe aneinandergeraten waren, mit dicken Haarbüscheln übersät. Bald darauf gewahrte er auch rote Blutflecken, die ihm Übelkeit verursachten. Die Erinnerung an das schneeweiße Krankenhaus, in dem er ebenfalls rote Blutflecken gesehen hatte, mochte seinen Schmerz wieder geweckt haben.

Um diesen Anblick nicht länger ertragen zu müssen, richtete er seine Augen zum Himmel, wo sich ein ganz ungewöhnliches Schauspiel vorbereitete. Dort oben, am Kabel der Drahtseilbahn, saß ein Mann rittlings auf dem Rand einer Gondel und blickte herab, als wolle er die Tiefe des Abgrundes messen. Was suchte er dort? Der Lehrer war schon eine Stunde unterwegs, und in dieser Zeit waren seine Blicke an den in ihrer Höhe unbewegt hängenden Gondeln entlanggewandert. Wie war dieser Mensch in die über dem Abgrund schwebende Gondel gelangt? Es war keiner jener roten Wagen, in denen man vom Wege aus die Linienwächter auf ihren Fahrten zu sehen gewohnt war. Doch dem Lehrer blieb wenig Zeit, nach den Gründen dieses ungewöhnlichen Vorgangs zu fragen. Er blieb stehen und sah voller Verwunderung, wie der Mensch auf dem Gondelrand nach kurzem Überlegen mit seinen Händen das Drahtseil erfaßte und die Beine ins Leere hängen ließ. Kaum hatte er das Gleichgewicht wiedergefunden, begann er, mit den Händen das Seil entlangzuhangeln. Dem Lehrer stockte der Atem; noch nie in seinem Leben hatte ihn der Schreck derart erstarren lassen. Es gab keinen Zweifel, warum es ging. Der Mensch dort oben wollte die Gondel verlassen und über das Seil den Pfad auf dem Hügel erreichen. Es mochten vierzig Meter bis dahin sein. Schneidend kalt mußte es in dieser Höhe sein.

Von dem strahlend blauen Grund des Himmels hoben sich die Gondel und der Mensch als zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Flecken ab. Die Gondel blieb unbewegt auf ihrem Platz, während der schmale lange Körper des Menschen sich langsam nach links schob. Über dem Abgrund hängend, hangelte er sich auf den rettenden Hang zu. Wenn eine Hand losließ, um ein Stück weiter erneut nach dem Drahtseil zu tasten, begann der Körper derart zu pendeln, daß es schien, als müsse er jeden Augenblick in die Tiefe stürzen. Doch schnell faßte der

Mensch zu; mit beiden Händen an das Seil gekrallt, verharrte er einige Sekunden, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen und neue Kräfte zu sammeln. Wieder löste er eine Hand, ließ sie vorschnellen, als wolle er einen Vogel fangen, packte das Seil und zog die andere Hand hastig nach, um den gefährlichen Augenblick, in dem er nur an einem Arm hing, abzukürzen. Und als könnten sie ihm bei seinem luftigen Weg behilflich sein, traten seine Füße unentwegt die Luft.

Wie bei einem ermüdeten Schwimmer, den fern vom Ufer die Kräfte verlassen, so begannen auch die Arme des Menschen am Seil allmählich kraftlos zu werden und zu erstarren. Er hatte sich ungefähr zehn Meter von der Gondel entfernt. Die Pausen, in denen er mit beiden Händen das Seil umklammernd unbewegt verharrte, um neue Kräfte zu sammeln, wurden immer länger. Wieder hob er die Hand, um sich vorwärts zu tasten, doch schnell zog er sie wieder zurück. Am ganzen Körper zitternd, blickte der Lehrer in die Höhe.

Der Mensch dort oben auf dem Seil war am Ende seiner Kraft. Noch ein letztes Mal versuchte er, die Hand vom Drahtseil zu lösen und sie vorwärts zu schieben, doch jetzt zog er sie noch hastiger wieder zurück.

Sich mit beiden Händen festhaltend, blieb er regungslos hängen, die Füße traten immer seltener und ersterbend die Luft. Dem Lehrer schlug das Herz bis

zum Hals, und ein heißer Blutstrom schoß ihm in die Schläfen. Der grauenvolle Augenblick, in dem die Tragödie ihre Lösung finden sollte, ließ nicht lange auf sich warten.

Ein Vogel streifte im Flug die Linie der Drahtseilbahn; der Mensch dort oben hatte ihn möglicherweise noch mit schreckgeweiteten Augen gesehen und den letzten Gedanken gefaßt: Hätte ich doch Flügel! Langsam löste sich eine Hand vom Seil, ohne wie bisher vorwärts zu tasten, der Körper hing einen Augenblick lang an einer Hand, worauf auch sie sich öffnete. Der Mensch stürzte in die Tiefe. Sausend schoß er durch die Luft, wobei sich Arme und Beine wie in einem epileptischen Anfall verkrampften. Kurz bevor der Mann auf dem Boden aufschlug, schien es dem Lehrer, als starrten ihn aus dem Gesicht unter dem zerzausten Haar die Augen des Stürzenden voller Haß an; und in diesem Augenblick wurde das Tal von einem Entsetzensschrei aus seiner Ruhe gerissen.

Es war der erste Weihnachtstag. Im Tal bei Dalsha dehnte sich eine weite Schneefläche. Als die Männer, die aus Petrosani aufgebrochen waren, den Gipfel der zweiten Anhöhe erreicht hatten, erblickten sie unten auf der weißen Schneefläche eine schwarze Gruppe von Menschen. Die Männer, die aus Petri-la gekommen waren, warteten dort mit ihrer Tragbahre.

Die Stelle, wo der Mensch in die Tiefe gestürzt war, glich dem Hang, auf dem

der nächtliche Kampf mit den Wölfen seine Spuren hinterlassen hatte: Auch hier Haarbüschel und Blutflecken. Bei seinem Aufprall hatte der Mann wie ein Meteorstein den Schnee nach allen Seiten aufgewirbelt und mit seinem Blut bespritzt. Er war völlig zerschmettert, ein gestaltloser Haufen aus Fleisch, Knochen, Kleiderfetzen, blutdurchtränktem Schnee und Kohlenstaub. Die großen Fäuste, auf denen sein ganzes Leben beruht hatte und die ihn doch nicht zu halten vermochten, waren geschwollen und blau angelaufen. Sein unversehrt gebliebenes Gesicht war dem Himmel zugewandt. Die offenen erstarrten Augen waren auf die Höhen gerichtet, aus denen er herabgestürzt war. Sein Kampf war nun beendet. Die Täler, die ihn einen Herbst lang gepeinigt hatten und über die er dann mit der Drahtseilbahn dahingeglitten war – ein Drache, in den er eine Lanze bohrte –, hatten an ihm die gräßlichste Rache genommen. Er war auf den Grund des tiefsten wie in den Rachen des böartigsten und unbarmherzigsten unter diesen Drachen gestürzt. Über allem stand schwarz und stumm wie ein fliegender Sarg die Gondel, in der er seine Todesfahrt angetreten hatte. Auf beiden Seiten des Tals erhoben sich auf den Bergrücken die Eisenmasten der Drahtseilbahn in schwindelnder Höhe.

Die Leute aus Petri-la näherten sich mit ihren Schaufeln, um den Schnee beiseite zu räumen.

Als der Trauerzug sich um die Mittagstunde durch Aninoasa bewegte, folgten ihm aus allen Fenstern düstere und traurige Blicke. Alle hatten Jakob Onisia gekannt; und sein jäher Tod am ersten Weihnachtstag erfüllte alle mit tiefem Schmerz.

In der Küche des Toten, durch die sie gehen mußten, um die Leiche in das Wohnzimmer zu bringen, lag seit mehreren Tagen das geschlachtete Schwein im Trog. Große Stücke roten blutigen Fleisches. Auf der Tragbahre brachten vier Männer andere zermalmte blutige Fleischstücke herein. Während die Frau des Toten laut aufschluchzte und sich mit den Fäusten an die Schläfen schlug, senkten die Trauergäste beim Herannahen des Zuges den Kopf. Auf ihren Gesichtern stand nicht Demut; der düstere und wohl auch bedrohliche Ausdruck auf den Gesichtern der hier Versammelten verriet ihren stummen, schmerzlichen Protest.

Wieder war einer von ihnen unerwartet und sinnlos in den Tod gegangen.

Als sich zwei Tage später die Drahtseilbahn von neuem in Bewegung setzte und alle Gondeln durchsucht wurden, fand man am Boden derjenigen, in der Jakob Onisia gefahren war, das Beil, den Aschehaufen von dem Tannenholz, das er angezündet hatte, und das nur zum Teil verbrannte Glückwunschstäbchen mit den Überresten der zerknitterten und von Kohlenstaub geschwärzten Blumen.

Illustrationen: Joachim Braatz



Die Hippies von San Franzisko

Von Peter Fabrizius



Der Haight-Ashbury-Bezirk, wo die Hippies von San Franzisko leben, ist eine Touristenattraktion geworden wie Chinatown oder das Hafenviertel. Der Name kommt wahrscheinlich davon, daß sie „hep“ sind, das heißt modern, zeitgemäß – zum Unterschied zu der alten, der „square“ Generation. Man schätzt, daß etwa 8000 Hippies hier neben dem Golden Gate Park leben, an Wochenenden kommen etwa 10000 zusammen. Am „Hippie Hill“, einem der vielen Hügel der Stadt, halten die Touristenautobusse. Jungens und Mädels sitzen in der Sonne, viele liebevoll umschlungen. Manche zupfen auf Gitarren, andere machen Seifenblasen. Einige haben zerbeulte Hüte von abenteuerlichem Format und Farbe auf ihrem langen Haar, grelle Kleider, oft phantastisch zusammengestellt und zuweilen mit orientalischen Symbolen geschmückt. Sie sind entweder barfuß oder tragen Sandalen und sehen aus wie auf einem Kostümfest.

Der Autobus hält, aber die Einheimischen schenken den Besuchern kaum Beachtung. Nur ein Mädchen in orangefarbenen Hosen und einem mexikanischen Schal tritt an einen etwa fünfzigjährigen Herrn in grauem Straßenanzug heran, der einen sehr korrekten Hut auf dem Kopf trägt, gibt ihm eine Margerite und sagt: „Lächle!“ – „Warum?“ fragt er verblüfft, und sie antwortet: „Weil die Welt so schön ist!“ Seine Frau zieht ihn am Ärmel, aber ehe sie sich retten können, fragt sie ein bärtiger Jüngling mit langem, lockigem Haar: „Soll ich ein Gedicht für euch machen?“

Die meisten der sich hier sonnenden Menschen sind unter dem Einfluß von LSD, Marihuana, Pejote, getrockneten Bananenschalen oder anderen bewußtseinserweiternden Medikamenten. Oder sie werden es noch vor Einbruch der Nacht sein, wenn sie in ihre billigen, kaum möblierten Zimmer gegangen sind. Dort leben sie in Gruppen von zehn, oft noch mehr, umgeben von Symbolen des Buddhismus und der Astrologie, von Friedensplakaten, selbstgezimerten Bücherregalen mit Paperbacks und einer Kollektion von Rock 'n' Roll-Platten, denn auch im ärmlichsten Zimmer fehlt selten ein Plattenspieler. Hier wird auch der entsprechende Bewußtseinserweiterer geraucht, getrunken, inhaliert oder ins Essen gemischt. Unter ihnen sind Kinder im Mittelschulalter, die von zu Hause fortgelaufen sind oder gar kein Zuhause haben; Studenten, die ihres Studiums überdrüssig geworden sind oder noch tagsüber auf die Universität gehen; aber auch Vertreter der „normalen“ Welt – junge Ärzte, Anwälte, Lehrer, Radioansager, Fernsehmodedamen, Ingenieure und Büroangestellte, die tagsüber in der Stadt arbeiten und nur am Abend und an Wochenenden ein Hippiedasein führen. Unter den Studenten und Ex-Studenten gibt es einen erstaunlich hohen Prozentsatz, möglicherweise mehr als die Hälfte, die aus dem Mittelstand kommen oder deren Eltern akademische Berufe haben (besonders viele sind Psychiater). Eine ganze Reihe der Jugendlichen stehen in Verbindung mit ihren Eltern, die ihnen sogar Geld für ihr Hippieleben schicken. Ein besorgter Vater fragte seine Tochter am Telefon: „Was machst du eigentlich?“ und bekam die Antwort: „Ich lebe. Ich sehe die Dinge, wie sie wirklich sind.“

Sind die Hippies Rebellen, verzogene Kinder, eine gesellschaftliche Gefahr oder eine Bewegung, die zu etwas Positivem führen kann? Das Urteil ist überraschend milde und vielfach positiv. Einige sind Rebellen, weil die junge Generation immer gegen das Traditionelle rebelliert. Und es gibt auch verzogene Kinder darunter, die in einer Zeit aufgewachsen sind, wo alles erlaubt und ein Zuviel von allem vorhanden ist. Viele Hippies sind trotz ihrer betonten Individualität – so versichern die Soziologen – im Grunde Konformisten, die sich in ihrer Hippieumgebung wohl fühlen und ihre Bärte, Buddhas, Sandalen und orangefarbenen Kleider wie eine Uniform tragen. Diese Gruppen, so sagen die Professoren, werden schließlich ihrem Hippiestadium entwachsen und biedere Bürger mit einem regelmäßigen Beruf und einem rechtmäßig angetrauten Ehepartner werden und all die materiellen Vorzüge der amerikanischen Gesellschaft genießen. Viele Jungen und Mädchen leben einfach das Hippieleben, weil sie weder studieren noch arbeiten wollen und besonders, weil ihnen das freie Liebesleben zusagt. Aber einige von ihnen können für die Zukunft von Bedeutung sein. Der an der University of California wirkende Soziologe Benjamin Zablocki sieht zwei Möglichkeiten: Die arroganten dieser Rebellen könnten den Kern einer künftigen faschistischen Bewegung bilden, die mehr philosophischen, beinahe religiös angehauchten könnten der Grundstock einer neuen und hoffnungsvollen Gesellschaftsordnung werden.

Einer der Gelehrten, der sich mit den Hippies von San Francisco beschäftigt hat, ist der englische Geschichtsforscher Arnold Toynbee, der im Frühjahr an der benachbarten Stanford University lehrte. Er vertritt die Ansicht, daß ein kleiner – aber wichtiger – Teil der Hippies die moderne Rolle der altbiblischen Propheten spielen könnte, die gegen die korrupte Gesellschaft ihrer Zeit gewettert und die Richtung zu einer neuen Moralität gewiesen haben. Tatsächlich gebrauchen einige der jungen Leute eine Sprache, die an die alttestamentarischen Propheten erinnert. Ein Vertreter dieser Richtung wettete in einem Brief an den San Francisco Chronicle: „Was sollen wir von der Unaufrichtigkeit einer Gesellschaftsordnung denken, die zwanzig Milliarden im Jahr darauf verwendet, ein paar Dörfer am anderen Ende der Welt zu zerbomben, während unsere eigenen Städte in Slums verfallen? Die Milliarden ausgibt, um einen Mann in einer Kapsel in den Weltraum zu senden, während das Transportsystem auf Erden in gefährlicher Weise vernachlässigt wird? Die unsere Achtzehnjährigen zum Töten drillt, aber auf Gesetzen besteht, die das Abtreiben ungeborenen Lebens verbietet, selbst wenn die Ärzte wissen, daß das Kind ein Krüppel sein wird?“ Die jungen Leute richten sich auch gegen den Wahnsinn der älteren Generation, die sie an den Abgrund eines Weltchaos führt und selbst in einem Sodom lebt. Zwei Soziologen von der University of California haben eine Studie der jungen Generation beendet und in dem Buch „It's Happening“ niedergelegt. Die Hippies, so sagen sie, stellen selbst solche fundamentalen Werte in Frage wie



Patriotismus, den christlichen Glauben, das Heiligtum der Ehe, das kapitalistische System und sogar das Recht der Eltern, Schule oder Regierung, für andere Entscheidungen zu treffen. Sie leugnen, daß sie selbst gewalttätig, unverantwortlich oder rauschgiftsüchtig sind. Sie wettern gegen die ältere Generation, die „ganze Länder in die Luft sprengt im Namen einer Ideologie, die sie selbst nicht praktiziert“. Sie wehren sich gegen eine Generation, die überflüssige Dinge erzeugt und die Jungen mit Reklame und leichtem Kredit dazu bringt, diese Sachen zu kaufen. Sie verurteilen eine Einstellung, die das Materielle als das höchste im Leben schätzt. Sie halten ihren Eltern vor, daß sie Alkohol trinken, um andern und oft sich selbst ins Gesicht sehen zu können, daß sie Liebesverhältnisse im geheimen anfangen und – sofern sie Fabrikbesitzer sind – keine Bedenken haben, die Luft mit Abgasen und die Flüsse mit Abfall zu vergiften. Und sie sagen ihnen, ohne sich auf die Stichhaltigkeit ihrer Vorhaltungen allzusehr den Kopf zu zerbrechen: „Ihr seid es, die uns LSD vorwerfen, freie Liebe und unsere Weigerung, in euren Fabriken zu arbeiten?“ In einer anderen Studie, die unter dem Titel „Sex and the College Student“ bei



Atheneum veröffentlicht wurde, sagt ein Student: „Wenn ich mir einen Bart wachsen lasse und mit einem Mädchen zusammenlebe, das ich liebe, bin ich ein Hippie und moralisch verkommen. Wenn ich mich rasiere, in ein Bordell gehe, Papiere an der südafrikanischen Börse kaufe, die einen guten Profit abwerfen und von der Central Intelligence Agency Geld nehme, bin ich ein ehrenwerter Bürger...“ Toynbee sieht in den Hippies eine neuartige Revolution – nicht gegen Armut und Unterdrückung, sondern gegen ein Zuviel an materiellen und ein Zuwenig an geistigen Werten, gegen den gegenwärtigen „American Way of Life“. Wenn es bei der Rebellion bleibt, wird sie ohne besondere Wirkung vorübergehen. Wenn all das nur eine vorübergehende Mode darstellt, dann wird die ganze Bewegung der Jugend bald wieder in Vergessenheit geraten. Falls aber die Handvoll junger Leute den Beginn einer neuen Wertordnung darstellt, dann kann sie einen entscheidenden Einfluß auf die Zukunft unserer Zivilisation haben. Denn, sagt Toynbee, die wichtigen Änderungen menschlichen Denkens und Handelns sind immer von Einzelgängern ausgegangen, die zuerst verspottet und oft eingekerkert oder sogar hingerichtet wurden.

Die Zahl der Kriegsdienstverweigerer steigt

Pfarrer Gerold Jaspers ist Referent des Bauftragten des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und Ersatzdienstleistung. Sein Auftrag ist es, eine Ersatzdienstseelsorge in der Bundesrepublik Deutschland aufzubauen. Er will, nach seinen eigenen Worten, das Nein der Kriegsdienstverweigerer zum Wafdienst umwandeln zu einem Ja für eine wirkliche Friedensarbeit. Kürzlich berichtete er von einem starken Ansteigen der Zahl der Kriegsdienstverweigerer. Unser Mitarbeiter Gottfried Schäfers bat um ein Interview.

Schäfers: Herr Pfarrer Jaspers, die Zahl der anerkannten Kriegsdienstverweigerer war bisher sehr klein. Sie erreichte nicht einmal 1 Prozent der Wehrpflichtigen. Nun haben Sie von einem starken Ansteigen der Zahl der Kriegsdienstverweigerer berichtet.

Jaspers: Die Zahlen beruhen nicht auf Nachforschungen meinerseits. Sie sind mir zur Verfügung gestellt worden vom Bundesverwaltungsamt. Also von der offiziellen Stelle, die die Einsätze der anerkannten Kriegsdienstverweigerer im Ersatzdienst zu verwalten hat.

Schäfers: Bis Mitte dieses Jahres gab es insgesamt 20285 anerkannte Kriegsdienstverweigerer. Im ganzen Jahr 1965 wurden nur rund 2000 Kriegsdienstverweigerer anerkannt. Sie teilten nun mit, daß allein in den ersten vier Monaten dieses Jahres 2000 neu anerkannte Kriegsdienstverweigerer von den Kreiswehersatzämtern aktenmäßig an das Bundesverwaltungsamt überstellt wurden. Danach scheint die Gesamtzahl für 1967 fast das Dreifache der Vorjahre zu erreichen? **Jaspers:** Ob der Anstieg der Zahlen so weitergeht, kann man allerdings heute noch nicht sagen.

Schäfers: Ein auffällender Anstieg ist aber in jedem Falle zu verzeichnen. Nun sind Antragstellung und Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer nicht dasselbe. Ist die Zahl der Antragsteller gestiegen oder sind lediglich mehr anerkannt worden?

Jaspers: Offenbar ist auch die Zahl der Antragsteller gestiegen. Mir sagte der Vorsitzende eines Prüfungsausschusses in einer westdeutschen Großstadt schon im Januar, die Zahl der Anträge sei sprunghaft in die Höhe gegangen.

Schäfers: Worauf führen Sie diesen Stimmungsumschwung in der deutschen Jugend zurück?

Jaspers: Man darf die Zahlen natürlich nicht überschätzen. Sie sind absolut genommen ja immer noch sehr niedrig. Aber sie sind gegenüber den Vorjahren größer geworden. Ich könnte mir denken, daß das auch etwas zusammenhängt mit dem Anwachsen der Jahrgangsstärke. Ein weiterer Grund ist offensichtlich, daß die jungen Leute den Dienst in der Bun-

deswehr nicht mehr ganz überzeugend finden. Sie wissen auf der einen Seite, daß ein Krieg nicht sein darf, die Bundeswehr nicht eingesetzt werden darf, wenn nicht alles kaputtgehen soll. Wenn auf der anderen Seite etwas eingeübt wird, was man nie anwenden darf, so ist das natürlich für die jungen Leute sehr schwer zu verstehen. Das ist selbstverständlich nicht ein Grund der Verweigerung des Kriegsdienstes, aber zumindest ein Grund für die Überlegung, ob es sinnvoll ist, was man bei der Bundeswehr tut.

Schäfers: Können vielleicht auch die Wellen von Protestsongs und die trotz häufig diskriminierender Berichterstattung immer wieder stattfindenden Ostermärsche das Gewissen einer Reihe von jungen Menschen wachgerüttelt haben?

Jaspers: Sicher kann das sein. Ich glaube sogar, daß das sehr viel ausmacht. Wir müssen dabei bedenken, daß die Jugend sowieso zu einer gewissen revolutionären Haltung neigt und nicht so ohne weiteres Dinge der älteren Generation übernimmt.

Tagesschau

Ich sehe einen gefolterten Vietnamesen kopfüber in einer Tonne. Er schluckte Jauchewasser.

Gestern sah ich einen knienden Ledernacken kopfgeneigten Hochwürden. Er schluckte die Hostie.

Richard Limpert

Schäfers: Leider ist immer nur ein geringer Teil der Jugend revolutionär.

Jaspers: Aber die revolutionäre Gruppe der Jugend scheint zu wachsen.

Schäfers: Nach den bisherigen Erfahrungen war es doch so, daß allen Antragstellern auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer enorme Schwierigkeiten gemacht wurden. Hat sich da eine faire Behandlung durchgesetzt oder sind die jungen Leute heute eher bereit, diese Schwierigkeiten auf sich zu nehmen?

Jaspers: Ich möchte sagen, daß die Fairneß der Ausschüsse stetig gewachsen ist. Soweit ich das in den letzten zehn Jahren habe beobachten können, muß man das sagen.

Schäfers: Hat vielleicht auch das im Rowohlt-Verlag erschienene Buch von Heinz Liepman „Kriegsdienstverweigerung oder Gift noch das Grundgesetz?“ dazu beigetragen, daß die Ausschüsse

heute vorsichtiger geworden und eher fair sind?

Jaspers: Das ist möglich. Jedenfalls ist das Buch von den Ausschüssen gelesen worden.

Schäfers: Besteht in unserer Gesellschaft nicht eine Abneigung gegen Kriegsdienstverweigerer? Sind sie nicht als Drückeberger und Duckmäuser verschrien? Oder hat sich da einiges gewandelt?

Jaspers: Ich habe den Eindruck, daß sich da einiges wandelt. Und zwar durch den Dienst, den diese Wehrdienstverweigerer in ihren Arbeitsstellen im Ersatzdienst tun. Mir sind eine ganze Anzahl von Fällen bekannt, wo diese Jungen durch ihre Arbeit und die Art ihres Auftretens die Spötter zum Schweigen gebracht haben. Sie haben einfach gezeigt, daß sie keine Drückeberger und Duckmäuser sind, sondern daß hinter ihrer Tätigkeit eine Überzeugung steht, die man achten muß.

Schäfers: Aus welchen Bevölkerungsgruppen kommen die Kriegsdienstverweigerer?

Jaspers: Sie rekrutieren sich vor allem aus besonders intelligenten Kreisen. Das soll nicht heißen, daß hier eine besondere Schicht der Intelligenz gemeint ist, etwa die Intellektuellen, sondern es sind aufgeweckte Jungen, die es wagen, vor einen Ausschuß zu treten und dort ihre Gründe darzulegen. Es sind junge Menschen, die sich schon eine Portion eigenen Denkens und eigener Überzeugung angeeignet haben.

Schäfers: Nun ist in Ihrer Presseveröffentlichung zu lesen, daß von den bisher anerkannten Kriegsdienstverweigerern 53,7 Prozent zur evangelischen Kirche und 14,4 Prozent zur römisch-katholischen Kirche gehören; 13,9 Prozent sind Zeugen Jehovas und 8,6 Prozent Anhänger anderer Religionsgemeinschaften, während sich 9,4 Prozent als konfessionslos bezeichnen oder keine Angaben machten. Es ist auffallend, daß sehr viele Kriegsdienstverweigerer zur evangelischen Kirche gehören. Ich meine, es ehrt die Evangelische Kirche in Deutschland, wenn aus ihren Reihen so viele Kriegsdienstverweigerer kommen. Es ist ein Zeichen dafür, daß hier das selbständige Denken und die Hinführung zum eigenen Gewissen gefördert werden.

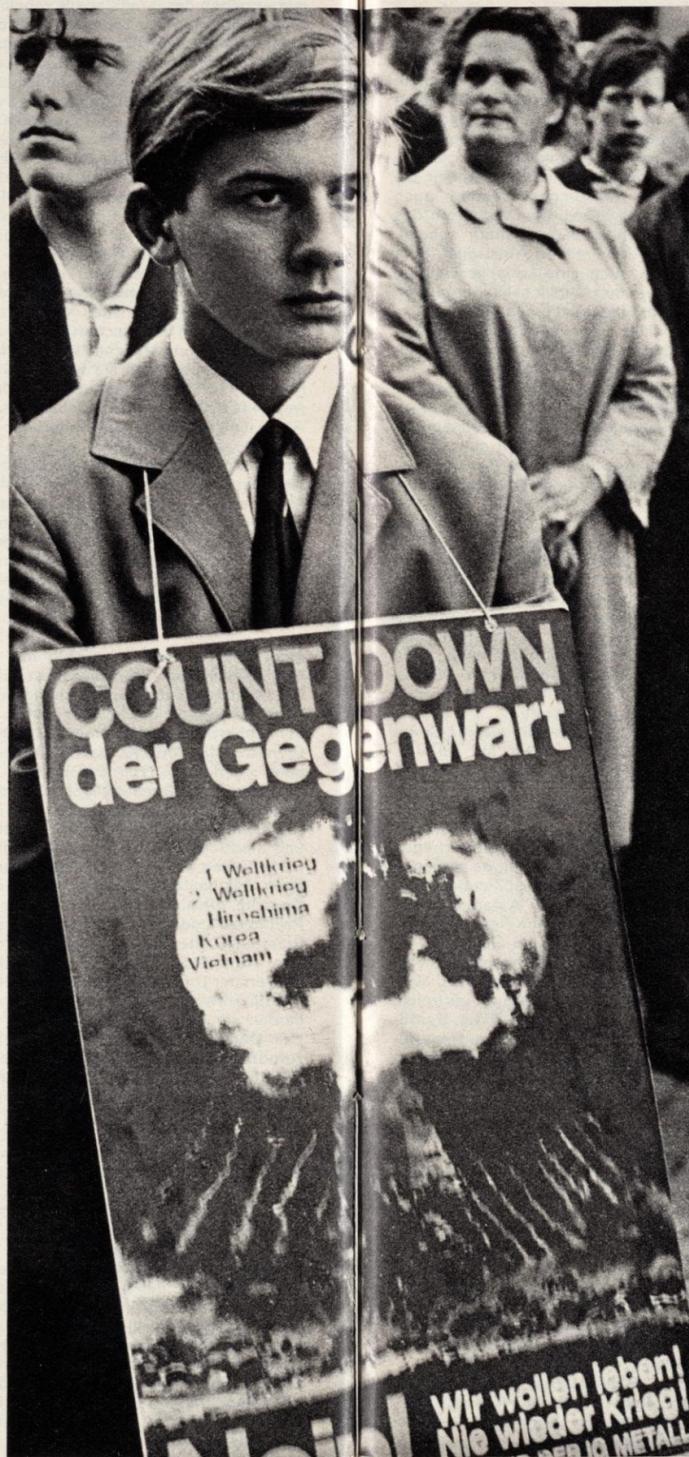
Jaspers: Die Evangelische Kirche in Deutschland hat sich seit ihrer Gründung im Jahre 1948 für einen Schutz der Wehrdienstverweigerer eingesetzt.

Schäfers: Was sind die am häufigsten genannten Gründe für eine Kriegsdienstverweigerung?

Jaspers: Es wird so argumentiert: Ich habe nicht das Recht, auf einen Menschen zu schießen, der nur deswegen als mein Feind antritt, weil er dazu gezwungen wird. Ich kann ihn nicht als meinen Feind ansehen, und ich kann auch nicht einsehen, daß ich ihn töten muß. Ich kann auch nicht einsehen, daß ich ihn töten darf.

Schäfers: Und diese Begründung wird von den Ausschüssen anerkannt?

Jaspers: Wenn sie echt ist, ja. Die Hauptschwierigkeit zwischen den jungen



Antragstellern und den Ausschüssen sehe ich in deren unterschiedlichen Auffassung vom Frieden. Den Soldaten, der Ausschußvorsitzende ist ja ein Beamter des Bundesverteidigungsministeriums, bedeutet Frieden die Erhaltung des Status quo. Die Kriegsdienstverweigerer aber meinen, daß nur eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse den wahren Frieden bringen kann.

Schäfers: Das Recht der Kriegsdienstverweigerung ist in Artikel 4 Absatz 3 unseres Grundgesetzes garantiert. Wörtlich heißt es dort: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.“ Was hat der junge Mann zu beachten, der sich auf dieses Grundrecht berufen will?

Jaspers: Er muß sich vor allem selber beachten. Er muß sich überlegen, ob er wirklich aus einer inneren Gewissensüberzeugung zum Wehrdienst nein sagen muß oder ob er nur keine Lust hat oder ob er Zeit sparen will oder ob er sonstige Gründe hat. Derjenige, der es ernst meint und wirkliche Gewissensgründe vorbringt, hat auch die Chance, anerkannt zu werden.

Schäfers: Es gibt da einige juristische Dinge, die zu beachten sind. So soll der Wehrpflichtige wenigstens 14 Tage vor der Musterung den Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer stellen...

Jaspers: ... wenn er erreichen will, daß sein Antrag aufschiebende Wirkung hat. Das heißt, er kann dann nicht zur Bundeswehr eingezogen werden, bevor nicht über seinen Antrag entschieden ist. Aber der Staat kann natürlich nicht festlegen, wann ein Gewissen erwacht. Deshalb ist auch der Weg freigegeben für jeden anderen Termin.

Schäfers: Der junge Mann kann beispielsweise auch dann noch einen Antrag stellen, wenn er bereits bei der Bundeswehr Dienst tut.

Jaspers: Und diese Fälle kommen häufiger vor, seitdem das Einberufungsalter auf 18 Jahre herabgesetzt wurde. Es ist ja auch wirklich etwas viel verlangt, daß jemand mit 18 Jahren schon eine ausgereifte Gewissensentscheidung haben muß.

Schäfers: Halten Sie es für zweckmäßig, wenn sich der junge Mann von Anfang an der Mithilfe eines Beistandes versichert?

Jaspers: Ja, er sollte sich zumindest vorher beraten lassen. Denn sonst übersieht er vielleicht die Konsequenzen einer solchen Entscheidung nicht. Auf jeden Fall sollte vor der Antragstellung eine gründliche Beschäftigung mit der ganzen Materie erfolgen. Und das geschieht am besten mit einem Berater.

Schäfers: Herr Pfarrer Jaspers, wie sind die Bedingungen des Ersatzdienstes, den die Kriegsdienstverweigerer abzuleisten haben? Vor einigen Jahren wurde im Bundestag darüber Beschwerde geführt, daß die jungen Leute nur mit Kartoffelschalen und Geschirrspülen beschäftigt werden. Sind Ihnen in letzter Zeit Klagen bekanntgeworden?

Jaspers: Im allgemeinen sind die Bedingungen des Ersatzdienstes besser ge-

worden. Es gibt aber allerlei Ausnahmen. Ich habe auf meinen letzten Reisen mehrere Ersatzdienststellen aufgesucht und mich von der Art der dort geleisteten Arbeit überzeugt. Meistens sind die Ersatzdienstleiter so vernünftig, daß sie die jungen Menschen ihren Fähigkeiten entsprechend einsetzen. Von der Inneren Mission weiß ich, daß grundsätzlich alle Ersatzdienstleistenden, wenn sie das nicht geradezu ablehnen, in den Pflegedienst geschickt werden. Anderswo habe ich es allerdings schon erlebt, daß mir ein Einsatzleiter sagte: „Wir haben uns so eingerichtet, daß wir für die Arbeit des Ersatzdienstes das unterste Intelligenzniveau als Norm genommen haben.“ Es war der Einsatzleiter eines großen modernen Krankenhauses, und ich war einigermaßen erschüttert über diese Aussage.

Schäfers: Diese Meinung ist ja direkt diskriminierend für die Kriegsdienstverweigerer!

Jaspers: Daß eine Arbeit unter diesen Voraussetzungen die besonders intelligenten jungen Männer nicht befriedigen kann, ist ganz klar. In einem anderen Fall

fiel mir auf, daß der Einsatzleiter sehr kommißähnliche Umgangsformen hatte. Er schnauzte in meinem Beisein die Jungen an wegen Dreckigkeit. Und die ganze Geschichte war nach meiner Meinung völlig an den Haaren herbeigezogen.

Schäfers: Welche Möglichkeiten haben dann die jungen Menschen. Können sie sich beschweren?

Jaspers: Natürlich können sie sich beschweren. Aber so eine Beschwerde an das Bundesverwaltungsamt wird schwierig zu begründen und zu formulieren sein. Nun sind solche Fälle eine Ausnahme und nicht die Regel. Sie können allerdings für die Jungen sehr erbitternd wirken.

Schäfers: Herr Pfarrer Jaspers, Sie haben festgestellt, daß man die meisten Kriegsdienstverweigerer laufen läßt.

Jaspers: Zur Zeit werden vom Bundesverwaltungsamt jährlich 1600 Kriegsdienstverweigerer zum Ersatzdienst einberufen. Es ist zwar beabsichtigt, diese Zahl auf 2000 zu erhöhen. Wenn jedoch die Entwicklung so bleibt und demnächst pro Jahr etwa 6000 junge Menschen als Kriegsdienstverweigerer anerkannt werden müssen, bedeutet das, daß zwei Drittel der Kriegsdienstverweigerer keinen Ersatzdienst zu leisten brauchen.

Schäfers: Gibt es denn keine Arbeitsmöglichkeiten für die jungen Leute?

Jaspers: Genug! Allein die Innere Mission hat 1500 offene Stellen für Ersatzdienstpflichtige. Aber das Bundesverwaltungsamt behauptet, nicht mehr als zur Zeit 1600 Fälle jährlich aktenmäßig bearbeiten zu können.

Schäfers: Ist die Ableistung des Ersatzdienstes im Ausland möglich?

Jaspers: Die evangelische Arbeitsgemeinschaft „Dienste in Übersee“ und der „Deutsche Entwicklungsdienst“ können Fachleute, also Experten, die anerkannte Kriegsdienstverweigerer sind, beim Bundesverwaltungsamt anfordern für die Arbeit in einem Entwicklungsland. Die jungen Leute werden dann freigestellt. Das bedeutet im juristischen Sinne nicht, daß sie nicht mehr ersatzdienstpflichtig sind. Sie werden aber nach ihrem Einsatz in der Entwicklungshilfe nicht mehr zu einem Ersatzdienst eingezogen. Diese Möglichkeit betrifft aber immer nur ganz wenige, weil ausschließlich Spezialisten angefordert werden können.

Schäfers: Wer von den Kriegsdienstverweigerern nun glaubt, für die Ableistung des Ersatzdienstes in den Entwicklungsländern in Frage zu kommen, sollte sich also an die genannten Organisationen wenden.

Jaspers: Das gilt natürlich auch für Wehrpflichtige, für diejenigen, die nicht den Kriegsdienst mit der Waffe verweigern und die sonst zur Bundeswehr einrücken müßten. Auch diese jungen Menschen können sich um einen Dienst in den Entwicklungsländern bemühen.

Schäfers: Es gibt eben eine ganze Reihe von Alternativen zum Dienst bei der Bundeswehr. Herr Pfarrer Jaspers, ich danke Ihnen.

Arbeiterhände

Am Vormittag umklammern die Hände den Abbauhammer. Der Hammer dröhnt: „Leben durch Arbeit!“

Am Nachmittag tragen die Hände das Protestplakat. Das Plakat schreit: „Wir wollen Sicherheit!“

Am Abend in den Händen das Buch. Das Buch sagt: „Erkennen, verändern; durch Wissen zur Tat!“

Richard Limpert

Foto: Udo Hoffmann

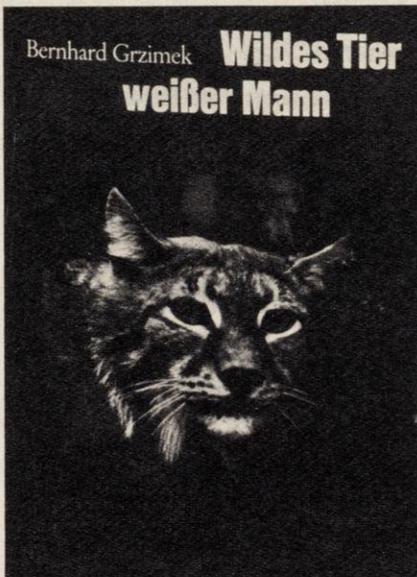
Paul Schallücks neuer Roman

Nach längerer Veröffentlichungspause legt der 1922 in Warendorf geborene und heute in Köln lebende Schriftsteller Paul Schallück den neuen Roman „Don Quichotte in Köln“ (Frankfurt a. M.: Fischer 1967, 350 S., Lw., DM 22,—) vor. Ein parodistischer Schelmenroman, der sich gegen das Kulturgeschwätz, das stumpfsinnige Alltagsdenken, die politischen Borniertheiten und die faden-scheinigen Klischees der angeblich demokratischen Verhaltensweisen in der Bundesrepublik richtet. Ein weitgespanntes Thema, zu dem die Stadt von Tünnens und Schäl den geographischen Hintergrund, das Lokalkolorit liefert; Witz und Satire sind der stimulierende Background dieser gar nicht so spaßigen Schelmerieen.

Erzählt wird von Anton Schmitz, einem „aus der Adelsfamilie der Schmitz von Köln“. Anton Schmitz war sieben Jahre lang Redakteur in der Hauptabteilung Kultur am Kölner Sender. Die Redaktion der Sendereihe „Gedanken zur Zeit“, sonntags nach dem Sportgaudi, vor dem Sinfoniekonzert und den Nachrichten der Fernsehkonkurrenz, gehört zu seinem Aufgabengebiet; seine Kollegen nennen ihn spöttisch „unsere humane Leuchte“. Drei Wochen vor Aschermittwoch bekommt Anton Schmitz, dieser zeitgenössische Weltverbesserer, den Rappel. Er hat es satt, den täglichen Kram zu machen. Er will das realisieren, was er in all den Jahren über den Äther hat verkünden lassen: Menschenliebe und Humanität. Die Beeinflussung des Menschen zum Guten durch den Rundfunk ist ihm fragwürdig geworden. Nach der Sendefolge „Mensch und Menschlichkeit“, in der die Gefahr für politische Abweichler behandelt wurde, hat man ihm eine Masse Hörerpost in sein Redaktionszimmer geschickt: Proteste und namenlose Botschaften, die mit Fenstereinschmeißen und einer kommenden Zeit drohten, in der wieder die gute – alte – strenge – deutsche Zucht und Ordnung herrschen werde. Gegen diesen schmierigen Ungeist will Anton Schmitz protestieren. Zusammen mit seinem Kinder-Schul-und-Lebensfreund, dem Tontechniker Peter Scheel, den er für die Idee seines Protestes gewinnen konnte, bricht er auf zu närrischen Abenteuern in der ehemals katholisch durchwachsenen Stadt Köln. Sie verbünden sich mit Jugendlichen, die gegen ihre Umwelt aufbegehren, „ihre Eltern und Brüder haben Brücken sprengen und Häuser zusammenschleßen dürfen, waren legitimiert und also im voraus freigesprochen, Russen, Juden, Polen, Zigeuner zu schlachten“. Schmitz und Scheel engagieren sich bei den Ostermarschierern, die auf dem Kölner Neumarkt die Vernichtung der Atomwaffen fordern. Mit einem selbstgebastelten Megaphon erschreckt Anton Schmitz kulturbeflissene Touristen, er erinnert sie an die Lastwagen mit Juden, die während der Nazi-zeit abtransportiert und bestialisch ermordet wurden. Und das Verhältnis der Deutschen zu den Juden heute? „Man wünscht sie allesamt nach Israel, damit wir endlich unsere Ruhe haben... Kleinigkeiten lassen sie spüren, daß sie geduldet, aber nicht gleichberechtigt sind, nicht einfach Deutsche unter Deutschen.“ Anton Schmitz, der Don Quichotte von Köln, sieht in seinem Kampf mit den Windmühlengegnern der Gegenwart Zustände, die von den meisten Zeitgenossen nicht beachtet werden: hilfsbedürftige Bettler, versklavte Konsumisten, politische Gefangene, Verachtung von Kriegsdienstgegnern. Sein närrischer Protest ist „gegen die Aben-

teuerlosigkeit einer bis zur Sterilität geordneten Konsumwelt“ gerichtet. Nicht Anton Schmitz erzählt diese ereignisreiche Geschichte, sondern sein Sohn Hännchen, der Student, der anhand einer bereits vorliegenden Biographie und einiger in der Lokalpresse veröffentlichten Reportagen und Interviews den närrischen Spuren seines inzwischen berühmt gewordenen Vaters nachgeht. Schallück macht es seinen Lesern nicht einfach. Die Wendigkeit der Sprache und ihre serielle Fügung wird von ihm gekonnt vorgeführt: Interview im Interview, Reportage in der Reportage, Roman im Roman, diese stilistischen Elemente beherrscht Schallück scheinbar mühelos. Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart werden übereinandergeschoben; Stimmungen, Gerüchte, Bilder werden vielschichtig miteinander verbunden; kölscher Dialekt und dialektische Tüfteleien zeigen die Wortversessenheit des Autors. Witz, Satire und Selbstironie sind die wichtigsten Bestandteile der Diktion, die – wie Schallück selbst an einer Stelle des Buches schreibt – aus „anerzogener Furcht vor großen Gefühlen und ihren Worthülsen“ verwendet werden.

Hugo Ernst Käufer



**Bernhard Grzimek
Wildes Tier, weißer Mann
Ganzleinen mit Schutzumschlag,
400 Seiten mit 76 schwarzweißen und
8 farbigen Fotos, 14,80 DM
(Büchergilde)**

In seinem neuen Buch geht es Bernhard Grzimek nicht um die afrikanische Tierwelt, sondern um die Tiere Europas, Asiens, Amerikas. Die afrikanischen Völker haben mitten in den Wirren um die Neugestaltung ihres Kontinents große Schutzgebiete für die wilden Tiere angelegt. Was aber hat der weiße Mann getan? Grzimek bereiste die Sowjetunion und Amerika und schaute sich, soweit es noch nötig war, in Europa um. Was hier geleistet wurde und was noch dringend getan werden müßte, darüber berichtet er. Wie immer erzählt er im Plauderton. Er macht uns mit Menschen und den verschiedenen Wildtieren samt ihrer Lebensbedingungen bekannt. Der Leser lernt viel dabei. Es ist ein Buch für alle Menschen, denen noch an einem Stück unversehrter Natur gelegen ist.

Rumäne - Italiener - Pole

Die innere Wandlung eines Offiziers ist das Thema in Liviu Rebreanus „Der Wald der Gehenken“. Dieses Buch des bedeutendsten rumänischen Dichters ist bereits 1922 erschienen, aber erst jetzt ins Deutsche übersetzt worden, obwohl es den ehemaligen Siebenbürger Lehrersohn in vielen Ländern bekannt machte. Es ist die düstere Geschichte eines rumänischen Oberleutnants im ersten Weltkrieg. Während Bologna ohne mit der Wimper zu zucken anfangs der Hinrichtung eines Kameraden beiwohnt, wächst in ihm immer stärker die Empörung über die sinnlose Gewaltanwendung. Er desertiert schließlich, wird festgenommen, und trotz der noch vorhandenen Chancen auf einen Freispruch, hat er längst mit dem Leben abgeschlossen. Sein Ende am Galgen ist nur noch der äußere Abschluß eines in der Brust des Helden überwundenen Konfliktes. Die Geschichte selbst ist nicht aus der Luft gegriffen. Der Bruder Rebreanus wurde als österreichischer Offizier hingegerichtet. Wie die Serben, Tschechen, Italiener gehörten auch die Rumänen zu den rechtlosen Minderheiten der Donaumonarchie, deren Freiheit darin bestand, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Der Roman ist klug komponiert. Während Bologna, der traurige Held, sich bereits mit dem Gedanken trägt, zu desertieren, wird er als Kriegsheld gefeiert. Sein Bursche spricht an seiner Stelle den einzig richtigen Kommentar: „Der Tod ist keine Strafe. Die Strafe ist das Leben.“ Zweimal tritt Bologna seinem General gegenüber, zweimal stehen sich Vertreter gegensätzlicher Auffassungen gegenüber. Doch die Figur des Generals zeichnet der rumänische Autor nicht als herzloses Untier, jener kann mit Recht von sich sagen, auch nur ein Mensch zu sein; allerdings einer von Konventionen so einseitig geformter, daß er Gewissenskonflikte nicht mehr erkennen kann und vorzeitig als Feigheit diffamiert.

Der Italiener Goffredo Parise schrieb eine traurige Parabel über die totale Abhängigkeit eines Angestellten in der modernen Bürowelt. Der Roman, dessen Handlung von den düsteren Überlegungen der Hauptfigur unterbrochen wird – was die Lesbarkeit nicht gerade erhöht –, erinnert an ein längst verschollenes Buch, in dem der von den Nazis hingerichtete Adam Kuckhoff das Abhängigkeitsverhältnis eines begabten Geigers schilderte, der mit einem berühmten Clown zusammen auftritt. Während es bei Kuckhoff um die Entfaltung künstlerischer Talente geht, wächst bei Parise das Abhängigkeitsverhältnis zur denkbar größten Demütigung. Ein Happy-End wird nicht geboten.

Ein junger Mann aus der Provinz kommt in die Großstadt, wo er von einem noch jugendlichen Firmenchef eingestellt wird. Dieser Chef ist ein Hysteriker und launischer Despot, der sich in endlosen Tiraden über das Unmoralische des Besitzes im allgemeinen ausläßt und seinen neuen Untergebenen mit sentimentalem Gewäsch von der Arbeit abhält. Die Gunst des vermeintlichen Wohltäters zeigt sich daran, daß er dem Neuen seine Privat-toilette als Arbeitsraum zuweist. Aber so lächerlich die Umstände auch sein mögen, es ist doch eine abgründige Geschichte. Denn der Chef versteht es, sein Opfer nicht nur in materieller Abhängigkeit zu halten, er ruht nicht eher, bis der Jüngling sich mit der Firma identifiziert und sein Privatleben völlig erlischt. Ein Mensch wird zum verfügbaren Eigentum. Nach vielen unerfreulichen

Episoden, von der Einstellung eines Generaldirektors als Scharfmacher bis zum Selbstmord eines Angestellten, kommt schließlich der Höhepunkt. Nachdem der junge Mann aus der Provinz sich bereits von seiner Verlobten getrennt hat, verlangt die Mutter des Chefs die Heirat mit einem hübschen, aber schwachsinnigen Mädchen. Die Stunde der Rebellion scheint gekommen. Doch am Ende gehorcht der Bürosklave. Ein schockierendes Ende, auch hier gilt: „Die Strafe ist das Leben.“

Slawomir Mrozek, dessen Satiren und Bühnenstücke ihn zu einem beachtlichen Devisenbringer für Polen machen, setzt sich mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft auseinander. Er ist ein gesamt-europäischer Provokateur, dessen Texte für die volksdemokratische Wirklichkeit ebenso passen wie für die westliche Konsumgesellschaft, auch wenn er sich formal den Vertretern des absurden Theaters zu nähern scheint. Aber die vermeintliche Absurdität ist ja schließlich auch eine kritische Haltung gegenüber einer Wirklichkeit, deren Sinn nicht mehr erkennbar erscheint.

Der Einakter „Eine wundersame Nacht“ bringt den Auftritt zweier seriöser Herren in einem x-beliebigen Hotelzimmer. Der Herr Kollege und der Herr Ehrenwerter Kollege bereiten sich etwas umständlich auf die Nachtruhe vor. Hindernisse tauchen auf, die Betten werden gewechselt. Plötzlich entdecken sie die Anwesenheit einer dritten Person, einer jungen Dame. Die bange Frage taucht auf, ob beide diese Situation tatsächlich erleben oder nur träumen. Ihre Angst steigert sich zu der verzweifelten Feststellung, sie sind, aber sie existieren nicht. Hier öffnet sich für bange Augenblicke ein Abgrund, bis die Gewohnheit als Beruhigungsmittel wirkt. Mrozek gelingt es, inmitten einer banalen Situation, den Akteuren die Füße unter dem Boden wegzuziehen. Wer an den unsichtbaren Ketten zerrt, für den wird das Leben zur Strafe...

Im Einakter „Zabawa“ die gleiche Situation. Drei Knechte warten auf ein Vergnügen, auf polnisch: Zabawa. Sie treten die Tür eines Saales es, finden einen Schrank, darin Masken und eine zerstörte Ziehharmonika. Einer der drei kann das Leben ohne Zabawa nicht mehr ertragen und greift zum Strick. Doch da erklingen Walzerklänge. Irgendwo ist Zabawa. Aber wo? Das Stück in drei Akten „Tango“ gehört bereits zum festen Repertoire vieler deutscher Bühnen. Im Gegensatz zu den Einaktern wird hier ein starker rhetorischer Aufwand getrieben, die dialektischen Positionen überaus wortreich, aber handlungsarm betont. Artur, Sprößling einer verlotterten, sich avantgardistisch gebärdenden Sippschaft, rebelliert gegen die Alten und verkündet bürgerliche, spießbürgerliche, reaktionäre Ideale. Sein fanatischer Ordnungssinn hat üppige Phrasen und finstere Pläne zur Folge. Doch die neue Ordnung tritt ebensowenig ein wie die geplante Hochzeit. Artur stirbt einen gewaltsamen Tod, nachdem seine Braut ihn betrogen hat. Mit ihm enden seine neuen Ideen.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:

Liviu Rebreanu „Der Wald der Gehenken“, Roman. Verlag Volk und Welt, Ostberlin.
Goffredo Parise „Der Chef“, Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln.
Slawomir Mrozek „Stücke II“. Henssel Verlag, Berlin.

Die Büchergilde bringt zu Weihnachten



A. E. Hotchner · Papa Hemingway Ganzleinen mit Schutzumschlag, 400 Seiten und 25 Fotos, 12,80 DM

Am 2. Juli 1961 hat sich Ernest Hemingway mit einer Schrotflinte erschossen. Wie konnte das geschehen? Welches waren die Gründe, die zu einem so unerwarteten wie aufsehenerregenden Selbstmord führten? A. E. Hotchner, Journalist, Schriftsteller, Fernsehautor, war vierzehn Jahre lang mit Hemingway intim befreundet. Er machte sich Notizen über alle wichtigen Gespräche, die er mit Hemingway führte, und bediente sich überdies noch eines Taschen-Tonbandgerätes, das er mit sich führte, wenn er mit Hemingway unterwegs war...

Kurz vor seinem Tode hatte Hemingway noch ein Gespräch mit Hotchner, das seinen Entschluß, sich selbst das Leben zu nehmen, ahnen ließ: wenn er nicht mehr unter seinen eigenen Bedingungen leben könne, nicht mehr schreiben, nicht mehr trinken, nicht mehr mit einer Frau zusammenleben, habe das Leben für ihn keinen Sinn mehr.

Man liest dieses Buch mit starker innerer Bewegung: nicht nur, weil hier das tragische Schicksal eines großen Schriftstellers beschrieben wird, sondern auch, weil der Autor Hotchner, unabhängig von dem gegebenen Stoff, packend zu schreiben weiß.

★

Ignazio Silone · Notausgang Ganzleinen mit Schutzumschlag, 292 Seiten, 8,80 DM

Dieser Band führte nach seinem Erscheinen acht Monate in Italien die Liste der bestverkauften Bücher an. Das ist ungewöhnlich bei einem Buch, das nicht romanhaft erzählt, sondern sich zusammensetzt aus autobiographischen Skizzen und bekenntnishaften Essays. Die Erklärung für den Erfolg kann nur beim Autor selbst liegen: bei der Lauterkeit seiner Gesinnung und bei seiner Kompetenz. Silone, im Mai 1900 in den Abruzzen geboren, verlor früh bei einem Erdbeben die Mutter und fünf Brüder. Er war zum Priester bestimmt und besuchte katholische Schulen. Unter den ersten Texten des Bandes wechseln Erinnerungen an die Schulzeit mit Studien über die soziale Not seiner Umwelt. Er wurde Sekretär der sozialistischen Jugend in Rom, später Mitgründer und hoher Funktionär der italienischen KP. Aus dem Exil in der Schweiz unternahm er mehrfach Reisen nach Rußland, lernte Stalin und Trotzki kennen und kehrte (auf Grund seiner Erfahrungen) zu seiner sozialistischen Grundüberzeugung zurück: einem antimacchiavellistischen, humanen, die Würde des einzelnen achtenden Sozialismus. Der ungarische Aufstand, das Fortschrittsdenken, der Wohlstand im heutigen Europa und der moderne Wohlfahrtsstaat (Themen der letzten Aufsätze des Bandes) werden aus dieser Sicht kritisch gewertet. Das geschieht stets faßlich, konkret, anschaulich und mit jener Anteilnahme, die mühelos auch die Anteilnahme des Lesers erzwingt.

Kurt Leonhard · Pablo Picasso – Das graphische Werk 1955–1965 Ganzleinen mit Schutzumschlag, 168 Seiten mit 6 farbigen und 117 schwarzweißen Abbildungen, 14,80 DM

Mit Recht bringt dieser neue Band der Druckgraphik Picassos – der erste erschien 1955 bei der Büchergilde – eine Fülle von Abbildungen aus dem Linolschnitt-Werk. Klarer und einfacher ist uns der alte Picasso nie vor Augen getreten. Er blickt nach vorne, aber er blickt zugleich auch zurück, so wie das viele seiner janusköpfigen Geschöpfe tun. Er erinnert sich, und wenn er seine Erinnerungen niederschreibt, dann verwandelt sich das Geschaute. Wo er bewundert, da interpretiert er auch: Manets „Frühstück im Grünen“ und die „Frauen von Algier“ von Delacroix. Sie gehören zu diesem Spätwerk wie die Aquatintablätter zur Tauromaquia, in denen das andalusische Erbe des Vaters und der Mutter noch einmal lebendig wird. Der alte Picasso sammelt seine Götter um sich, und er tut es mit Anmut und Bescheidenheit.

★

Michail Scholochow · Ernte am Don Ganzleinen mit Schutzumschlag, 748 Seiten, 14,80 DM

Für das Riesenepos vom stillen Don erhielt Scholochow 1965 den Nobelpreis. Im „Stillen Don“ hielt die Revolution Bluternte. In „Ernte am Don“ geht es um Getreideernten. Die Revolution hat gesiegt, nun gilt es, aus Zerstörung Aufbau werden zu lassen. Praktisch heißt das für das Dorf Gremjatschij Log in der Steppe am Don: Aufbau einer Kolchose – nach den Vorstellungen der fernen neuen Regierung.

Den Abgesandten der Regierung begegnen Zweifel, Begeisterung, Mißtrauen, Gleichgültigkeit und offene Feindschaft. Am stärksten ist der Widerstand bei den Kulaken, den Großbauern. Es gibt Rede-

schlachten und Saalschlachten, Intrigen und Sabotagen. Scholochow erzählt von all dem mit der Gelassenheit des Epikers. Der nahezu 800 Seiten starke Roman wimmelt von prallen, lebenswahren Figuren, die sich jeder Schablone entziehen.

★

Siegfried Lenz · Das Feuerschiff Ganzleinen mit Schutzumschlag, 284 Seiten, 7,90 DM

Siegfried Lenz, in Ostpreußen geboren, wohnt seit langen Jahren in Hamburg. Lenz kennt die Hansestadt und das Meer, aber die vertraute Umgebung ist nur Hintergrund, in den unvermittelt das Außergewöhnliche einbricht: drei Verbrecher terrorisieren ein Ostsee-Feuerschiff, ein Seemann, dessen Schiff unterging, trifft seine alte Liebe wieder, ein Hamburger Architekt findet das Skelett seines Großvaters, zwei Flüchtlinge geraten in die Hände der Polizei.

Doch die Seeluft und das unerwartete Eintreten des Besonderen genügen Lenz nicht, er fragt: Wie entscheiden sich Seeleute und Weihnachtsmänner, Architekten und Kellner, wenn man ja oder nein sagen darf, mutig oder feige sein muß? Und die Helden entscheiden menschlich: Sie bewähren sich, sie nehmen die Verantwortung auf sich, sie scheitern aber auch, und werden schuldig.

Lenz' Erzählungen sind Beispiele und Hinweise, nicht Appelle. Sie berichten spannend Unerhörtes und bereiten den Leser durch eindringliche Parabeln auf eigene Entscheidungen vor.

★

Hugh MacLennan Rückkehr zu Penelope Ganzleinen mit Schutzumschlag, 376 Seiten, 8,80 DM

Die Handlung dieses Romans beginnt in der Hafenstadt Halifax, Neuschottland, an einem trüben Dezembertag des Jahres 1917. An diesem Tag kehrt der toge-

glaubte Neil Macrae zurück, um Rechenschaft zu fordern von seinem Onkel und ehemaligen Vorgesetzten, dem Obersten Wain, und um Penelope, die Tochter des Obersten, endlich wiederzusehen. Sie war seine Geliebte und hatte ihm in seiner Abwesenheit ein Kind geboren. Voll erregender Spannung konzentriert sich die Handlung von Stunde zu Stunde mehr auf die beiden entscheidenden Begegnungen. Da geschieht etwas Unvorhergesehenes: Im Hafen der Stadt fliegt mit unvorstellbarer Gewalt ein Munitionstransporter in die Luft. Zehntausende von Opfern liegen unter einer Trümmerlandschaft von weggefegten Gebäuden. Angesichts dieser Katastrophe – die historisch verbürgt ist – bekommt das Geschehen um den heimgekehrten Offizier eine gänzlich neue, völlig unerwartete Richtung.

★

Die goldene Truhe – Chinesische Novellen aus zwei Jahrtausenden Ganzleinen mit Schutzumschlag, 446 Seiten mit 75 Illustrationen, 7,90 DM

Zwischen den Deckeln des Buches findet man so etwas wie eine kleine kostbare Bibliothek. Man hat auf dem Weg über die unterhaltsame Erzählung Einblick in eine fremde Kultur, in einen langen kulturgeschichtlichen Zeitraum, bei dem die Kontinuität überrascht. Natürlich ändern sich die Motive der Erzählungen – Helden des Schlachtfeldes werden abgelöst von Helden und Heldinnen der Liebe –, gleich oder fast gleichbleibend aber ist die eigenartige Spannung zwischen Erzählkunst und zart poetischen bis bizarr phantastischen Inhalten. Die „kleine Bibliothek“ der „goldenen Truhe“ verleitet zum Blättern und Schmökern, zur Abendlektüre vorm Einschlafen und (nicht zuletzt der Köstlichkeiten des Inhalts wegen) zum Verschenken an Freunde.

Kein Kriegsspielzeug

Im Zeichen des Wohlstandes stehen viele Familien vor einem Problem. Manche Stunde wird der Diskussion geopfert, des öfteren gibt es sogar ernste Verstimmungen in diesen Familien, und der Hausseggen hängt schief. Was ist Anlaß dieser Unruhe? Reicht das Haushaltsgeld nicht, verbringt der Ehemann zuviel Zeit in seinem Skatverein, oder ist der neue Hut der Gattin wirklich undiskutabel? Nichts von alledem trifft zu. Einmal im Jahr, und zwar in der Vorweihnachtszeit, kehrt Unfriede in viele Familien darüber ein, was man zu Weihnachten den vielen Verwandten und Bekannten schenken will, sollte oder, nach Meinung der Ehefrau, müßte. Es wäre einer eigenen Betrachtung wert, wieviel Unfug in dieser Sache heute getan wird. Hier soll dafür jedoch kein Platz sein.

In den Wochen vor Weihnachten besuchen Enkel auffällig oft die Großeltern. Nichten und Neffen vergessen Namens- und Geburtstage ihrer Onkel und Tanten nicht, und im Elternhaus wird manche Handreichung durch die Kinder ohne Murren vorgenommen. Dieses Verhalten der Kinder liegt nicht am Herbstklima, sondern in der Zweckbestimmung, sich für Weihnachten in gute Erinnerung zu bringen. Die Geschenkpakete auf dem Gabentisch zeigen nachher, daß man richtig investiert hatte.

Sammelbesteller werden aktiv; Postboten schleppen Berge von Versandhauskatalogen; Spielzeugabteilungen erwachen aus dem Dornröschenschlaf. In Buchhandlungen steht man Schlange und Pkw werden zu Lieferfahrzeugen. Im steinigen Fußmarsch aus der Talsohle wirtschaftlicher Flaute ist gegen diese saisonbedingte Wirtschaftsankurbelung nichts einzuwenden. Aber – was wird alles gekauft? Nützliches und Unnützlich-



ches. Manches, das das Wegwerfen nicht wert ist. Die Spielzeugschachteln in den Kinderzimmern der Bundesbürger laufen über. Puppen mit allen menschlichen Eigenschaften, Raumfahrzeuge, die Kuh, die „glückliche“ Milch gibt, bis zum Miniauto, das Zusammenstöße am laufenden Band produziert. Auch gegen diesen Unfug soll hier und an dieser Stelle nichts gesagt werden. Aber was kaufen unsere Väter, Großväter und Urgroßväter noch?

Mit stolzgeschwelter Brust, in Erinnerungen schwelgend, an ihre Orden denkend, haben sie fachmännisch in den Spielzeugläden ihre Auswahl getroffen. Feuerspeiende Panzer, „gegen Osten“ gerichtete Raketen, naturgetreu aussehende Maschinenpistolen fanden das Wohlwollen der Kaufenden. Ich will nicht behaupten, daß die Käufer von solchen Spielsachen kriegslüsterne Revanchisten sind, o nein, es sind schwache Konsumenten, die negative Erinnerungen

aus ihrem Gedächtnis gestrichen und nicht bewältigte Erinnerungen dazu verleitet, solchen Unsinn zu kaufen. Beim Anblick eines solchen „Wertobjektes“ ist Anlaß genug zum Schwelgen in Erinnerungen. Es fällt sehr oft der Satz „damals, 1916 vor Verdun“ oder „damals, 1942 in der Kesselschlacht um XY“. Der Weg zur nationalen Überheblichkeit, zum Pauschalurteil über andere Völker und zum Pathos falscher Erinnerungen ist nicht weit. Wenn man den Erzählungen dieser Männer glauben möchte, dann waren die Kriege, an denen sie teilnahmen, grandiose Schützenfeste, die nur zeitweise nicht harmonisch verliefen. Psychologisch erklärbar, politisch nicht faßbar, wandelt sich die Erinnerung an die grausamen Jahre des Krieges mit der Zeit. Vom „Niemals“ bis zum „Es war doch ganz schön“ brauchte man nicht einmal 22 Jahre. Wenn durch diesen Wandel auch noch die neue Generation betroffen ist, der Spielzeug geschenkt wird, das nicht wert ist, produziert zu werden, dann ist die Frage nach Sinn oder Unsinn schon gestattet. Wenn schon unsere Väter und Großväter aus den Erlebnissen des Krieges nichts gelernt zu haben scheinen, dann werden wir, die Jüngeren, ihnen zeigen, was wir von solchen Geschenken halten. Wir werden unseren Neffen und Brüdern sagen, warum Kriegsspielzeug nicht das richtige Geschenk zu Weihnachten ist. Wir, die jüngere Generation, brauchen diese Vergangenheitsbewältigung nicht, falsches Pathos und Schützengrabenromantik sind uns fremd. Wir wissen, was auf den Gabentisch für Kinder und Jugendliche gehört.

Fred Link

Ein Panzer stand im Kerzenschein

Ein Panzer stand im Kerzenschein
des Weihnachtsbaumes aufgestellt.
Mein Vater sagte, der sei mein.
Er liebte seinen ‚Sonnenschein‘
und fragte, wie das Ding gefällt.

Dann wurde bei uns einquartiert.
Längst konnte ich das Abc.
Der fremde Mann war kommandiert,
daß er am Westwall aufmarschiert.
Nun spielte ich mit dem MG.

Bald ließ der Vater uns allein.
Die Mutter weinte oft und bat:
‚Stell nicht das Radio heimlich ein.‘
Wir hörten brav ‚Die Wacht am Rhein‘
und ahnten nichts von Stalingrad.

Aus Bombenschächten fiel der Tod.
Ein Kind hing hoch auf einem Baum.
Da rannten Mütter trotz Verbot.
Die fragten nicht in ihrer Not!
Um meine Lippen prangte Flaum.

Kein Feldpostbrief kam mehr ins Haus.
Die Mutter lag im Wochenbett.
Ich mußte an die Front hinaus.
Granaten spendeten Applaus
und brachten mich ins Lazarett.

Zwei Frauenaugen sah'n mich an,
mir fremd, doch gut: Ich sollt' gedeih'n.
Ach ja, wie oft denk' ich daran.
Wie fing doch die Geschichte an?
Ein Panzer stand im Kerzenschein . . .

Horst R. Hess

Eisenbahnzubehör und Mandelkeks

Von Willi Wegner

Es wurde schon dunkel, als Erni das Lieferrad vor der Brahmsallee 24 abstellte. Das hätten wir mal wieder geschafft, dachte er. Die letzte Mappe in dieser Woche...

Als die alte Frau Sebald die Tür öffnete, sagte der Junge: „Ich bring' die Lesemappe!“ Er streckte bereits die Hand aus, weil er es gewohnt war, daß Frau Sebald das Geld immer abgezählt bereit hielt, aber diesmal sagte sie: „Ich hab's im Wohnzimmer. Vielleicht kommst du einen Augenblick herein.“ Sie lächelte. „Da wäre auch noch etwas anderes...“ „Meinetwegen“, sagte Erni.

Es war ein schönes, gemütlich eingerichtetes Zimmer, aber zuerst sah er den geschmückten Weihnachtsbaum. Verwundert blieb er stehen. „Heiligabend ist doch erst übermorgen“, sagte er.

„Na ja“, lächelte Frau Sebald, „die Kerzen zünde ich ja heute auch noch nicht an. Aber als es vorhin zu schneien anfing, da dachte ich, putz ihn nur schon. Sieh, ich bin eine alleinstehende alte Frau – was spielt das da für eine Rolle? Außerdem hab' ich eine Überraschung für dich. Du bringst mir meine Lesemappe immer so pünktlich, daß ich die Uhr danach stellen könnte. Das muß doch belohnt werden. Komm, setz dich an den Tisch...“

Erni setzte sich.

„Das Geld, das dort liegt, ist für die Mappe“, sagte die alte Dame und setzte sich ebenfalls.

„Es ist eine Mark zuviel“, sagte Erni.

„Die Mark ist für dich, weil du so zuverlässig bist. Und das da“, sagte Frau Sebald freudig erregt, „ist auch für dich. Ein paar Kekse, selbstgebacken. Und das Buch. Es ist ein ganz altes Buch, aber noch recht gut erhalten. Früher hat einmal unser Junge darin gelesen, als er so alt war wie du. Freust du dich?“

„Ja, sehr!“ sagte Erni. Es war Mandelkeks, selbstgebackener, neun oder zehn Plätzchen. Und das Buch war von Mark Twain. „Prinz und Bettelknabe“. Mark Twains „Abenteuer des Tom Sawyer“ kannte er. „Huckleberry Finn“ kannte er auch. Von diesem hier hatte er noch nie etwas gehört. „Recht schönen Dank“, sagte er und nahm ein Stück Mandelkeks.

„Iß nur“, sagte die alte Dame. „Hoffentlich schmeckt er dir.“

„Ja, gut“, erwiderte Erni kauend.

„Schmeckt sehr gut.“

„Früher“, sagte Frau Sebald, „als mein Mann und unser Junge noch lebten und es uns zeitweise schlechtging, da hat Klaus auch Zeitschriften ausgetragen. Er hieß Klaus, unser Junge. Er war damals ungefähr in deinem Alter. Geht es deinen Eltern sehr schlecht?“

„Ich glaube nicht“, sagte Erni. „Mein Vater arbeitet in der Industrie. Zu Weihnachten komme ich nie so recht mit dem Taschengeld aus; deswegen mache ich das jetzt auch schon ein Vierteljahr mit den Lesemappen. Darf ich noch ein Stück Kekse?“

„Aber natürlich!“ sagte Frau Sebald. „Er gehört doch dir!“ Erni nahm noch ein Plätzchen Mandelkeks. „Schmeckt wirklich gut“, sagte er. Er sah in die Augen der alten, weißhaarigen Frau, die ihn so strahlend und gutmütig anblickten, daß ihm richtig warm ums Herz wurde. Es war ein ganz eigentümliches Gefühl, das er bisher noch niemals kennengelernt hatte.

„Du hast doch nicht etwa Kummer?“ fragte die alte Dame.

„Nein“, sagte Erni, „nun nicht mehr. Jetzt reicht's ja, das Geld.“

„Wofür?“

„Für eine Diesel-Mehrzweck-Lok und einen Muldenkipplwagen“, erwiderte Erni. „Ich fahre nachher vorbei und hole die Sachen ab. Bestellt habe ich sie bereits vor einem Monat und auch schon etwas angezahlt.“

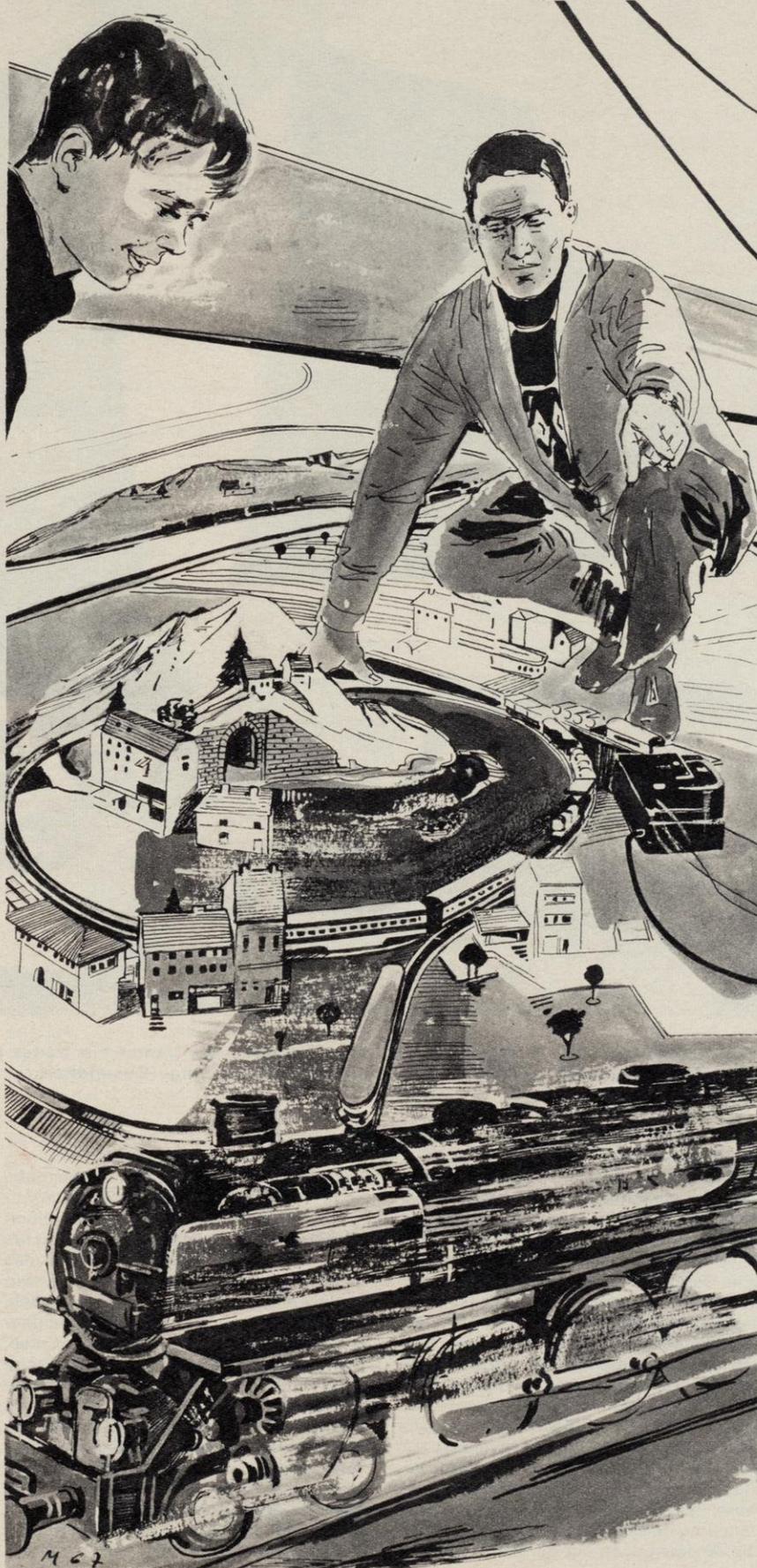
„Ich nehme an“, sagte Frau Sebald, „das

hat mit Eisenbahnen zu tun – oder?“

„Ja, natürlich!“

„Du kaufst dir also deine Weihnachtsgeschenke selbst?“

„Nein“, erklärte Erni, „es ist mein Geschenk für meinen Vater. Er ist nämlich Modelleisenbahner, müssen Sie wissen.“



In seinem Arbeitszimmer hat er die tollste Anlage, die Sie sich nur vorstellen können. Alles selbstgebastelt, auf drei Tischtennisplatten. Mit Bergen, Viadukten, Brücken, Tunnels und Verschiebebahnhöfen. Trafos und Zubehörtrafos – alles nach dem neuesten Stand der Modellbahntechnik. Und dieses Gewirr von Schienensträngen, durchgehenden Nullschienen und abschaltbaren Schienenabschnitten – das müßten Sie sehen! Na ja, er ist ja auch schon seit über zehn Jahren 1. Vorsitzender des hiesigen Modell-Eisenbahn-Klubs...“

Interessiert hatte die alte Dame zugehört. „Ich begreife das nicht alles“, sagte sie. „Aber ich glaube, ich habe dich so verstanden, daß du deinem Vater zu Weihnachten Eisenbahnzubehörteile schenkst. Eine Diesel-Mehrzweck-Lok...“

„Und einen Muldenkipplwagen!“ ergänzte Erni. „Den hat er sich schon lange gewünscht. Von meiner Mutter bekommt er ein Brückenstellwerk und einen vierachsigen gedeckten Großgüterwagen. Darf ich vielleicht noch ein Stück Kekse?“

„Aber ja!“ lachte Frau Sebald. „Nimm nur!“ Eine Weile hing sie ihren Gedanken nach, dann sagte sie: „Unser Junge, der Klaus, hat auch einmal eine Eisenbahn gehabt. Aber nur eine ganz einfache. Für die Lokomotive gab's einen Schlüssel, und wenn sie laufen sollte, dann mußte man sie erst einmal aufziehen.“ Sie schüttelte den Kopf. „So ändern sich die Zeiten. Mit solch einer modernen Eisenbahn hätte unser Klaus sicher auch gern einmal gespielt. Was meinst du, wie er dich beneiden würde!“

„Mich?“ wunderte sich Erni. „Ich darf da doch überhaupt nicht ran! Manchmal, wenn mein alter Herr ganz besonders guter Laune ist, dann erlaubt er mir, mich an die Tür seines Arbeitszimmers zu stellen. Dann darf ich von weitem zusehen, wie er die einzelnen Züge fahren läßt. Mehr ist da für mich nicht drin, wissen Sie...“

„Nun habe ich also gehört“, sagte Frau Sebald kopfschüttelnd, „was sich dein Vater von deiner Mutter und dir zu Weihnachten wünscht. Würdest du mir auch erzählen, was du dir selber wünschst?“

„Klar!“ sagte Erni. „Zuerst einmal bekomme ich natürlich so allerlei Sachen zum Anziehen. Aber an allererster Stelle auf meinem Wunschzettel stehen Fachbücher. ‚Die Elektrifizierung der europäischen Eisenbahnen‘, ‚Die elektrische Mehrstromlokomotive‘ und noch einige andere. Nächstes Jahr komme ich nämlich in die Lehre.“

„Und was willst du einmal werden?“ erkundigte sich die alte Dame. „Lokomotivführer!“ erwiderte Erni. „Aber ein richtiger. Auf echten, großen Loks – verstehen Sie?“

„Natürlich verstehe ich das“, erwiderte Frau Sebald.

Und wenig später, an der Tür, sagte sie: „Wenn dann aber eines Tages dein Vater einmal einen Zug, den du fährst, benutzen möchte, dann sei nicht nachtragend, hörst du? Laß ihn ruhig mitfahren...“

„Das ist doch selbstverständlich!“ lachte Erni. „Und schönen Dank auch – und ein frohes Weihnachtsfest!“

„Dir auch“, sagte die alte Dame. „Dir und deinen Eltern.“ Auf dem Treppenabsatz blieb der Junge noch einmal stehen. „Der Kekse, dieser Mandelkeks...“

„Ja?“

„Der war ganz prima!“ sagte Erni.

Illustration: Hanneliese Martin

Die Gegenwartigkeit Georg Büchners

Anläßlich der Verleihung des Büchner-Preises der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung an Heinrich Böll hielt der Schriftsteller nachfolgende Rede.

Mein Dank ist herzlich, meine Rede nicht ohne Bitterkeit, notwendigerweise, weil der Preis den Namen Georg-Büchner-Preis trägt. Doch zu dem, was da an Bitterkeit aufkommen mag, eine Voraussetzung: es kommt nicht von oben herab, aus der Besserwisserei des Präzeptors, es kommt nicht von unten herauf, nicht aus einem Kübel, der danach drängt, geleert zu werden, und es kommt noch weniger aus der Mitte, die in sich selber ruht, am ehesten vom Rand her, jenem unruhigen Rand der Zeitgenossenschaft, der den Genossen seiner Zeit, Georg Büchner, in unserer Zeit so gegenwärtig macht.

Es erscheint so leicht, sich Büchners Leben und sein Werk zu greifen. Sein Leben war so kurz, sein Werk, fragmentarisch und genial, umfaßt einen Band, der sich so glatt in die Tasche stecken läßt. Solches bietet sich zu kultureller Vereinfachung an, als idealer Vorwurf für ein Epitaph von poetischer Schmerzlichkeit. Früh vollendet; früh verstorben; Abschied; Abschluß; Ruhe. Doch Büchners Leben und Werk lassen diese Ruhe nicht zu, sie sind so friedhofsfern, machen die schöne, endgültige Plakette unmöglich. Die Unruhe, die Büchner stiftet, ist von überraschender Gegenwartigkeit, sie ist da, anwesend hier im Saal. Über fünf Geschlechter hinweg springt sie einem entgegen, einen an mit dieser wilden, von Todesahnung gezeichneten Schönheit, mit einer dunklen Glut, die es nur selten in der Geschichte unserer Literatur gegeben hat. Dieses Zupacken, die Sicherheit in der Wahl der Stoffe, dieser menschliche Materialismus in jedem Gegenstand, den er ergriff, und über allem jener Hauch von Unfertigkeit, auch von Ungeduld, der Kunst erst zu solcher macht, der aber nicht künstlich sein darf. In diesem Widerspruch liegt ihre Definition. Also: keine gekünstelte Ungeduld, keine gekünstelte Unfertigkeit, sie sind einfach da, existieren, wie jene Menschen, von denen Lena in „Leonce und Lena“ spricht: „Ich glaube, es gibt Menschen, die unglücklich sind, unheilbar, bloß weil sie sind.“

Büchner ist. Seine Kunst lebendig zu nennen, wäre zu biologisch, würde in die Untiefen des Dilettantischen führen, und Büchner war kein Dilettant. Ich gebe ihm das Wort, da wo er in seinen Vorlesungen über Schädelnerven nicht als Biologe über lebendiges, als Anatom über präpariertes Material sagt: „... und so wird für die philosophische Methode (die er in Gegensatz zur theologischen stellt) das ganze körperliche Dasein des Individuums nicht zu seiner eigenen Erhaltung aufgebracht, sondern es wird die Manifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit, das nach den einfachsten Rissen und Linien, die höchsten und reinsten Formen hervorbringt. Alles, Form und Stoff, ist für sie an dies Gesetz gebunden.“ In dieser Äußerung, die als Motto über Büchners Werk stehen könnte, ist er als Naturwissenschaftler und als Dichter gegenwärtig. Nehme ich eine weitere, nur mündlich überlieferte Äußerung sozialer Natur hinzu: „Es ist keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen hat“, und noch eine von dieser grimmen Art des sozialen Realismus aus dem Munde Woyzecks, des ersten und fast schon wieder letzten Arbeiters im deutschen Drama: „Ich glaube, wenn wir in Himmel kommen, so müssen wir donnern helfen“ – da habe ich in einer Person, aus einem Mund zwei Dichter, beide Deutsche, die ein Jahrhundert später einander auszuschließen schienen: Benn und Brecht, beide in Büchner, der immer noch da ist, gegenwärtig.



Heinrich Böll, der am 21. Dezember 50 Jahre alt wird, war immer ein treuer Freund und Mitarbeiter unserer Zeitung. Wir wünschen ihm für seine weitere Arbeit die so notwendige Gesundheit. Foto: KuBa

Es fällt nicht schwer, Büchners politische und ästhetische Gegenwartigkeit zu sehen. Den Kerkertod des Studenten und Büchner-Freunds Minnigerode mit jenen zwei, auf offener Straße durch amtliche Personen begangenen Morden in Beziehung zu bringen: der Erschießung des Berliner Studenten Ohnesorg und des Bundeswehrosoldaten Corsten, beides ungeheuerliche Fälle öffentlichen Mordes durch die Staatsgewalt. Oder: den Hessischen Landboten ins Persische übersetzen, vielleicht gar deutsch als Flugschrift neu mit Kommentar zu verbreiten, nicht in einer Dünndruck-Klassikerausgabe verpackt, wo ihm die Aura germanistisch-akademischer Behandlung den politischen Stachel nimmt. Die Anspielungen auf den Adel und die

Höfe brauchten in dieser Neuausgabe nicht einmal verwandelt, sie müßten nur interpretiert werden. Die Große Koalition ist selbstherrlich genug. Sie hat nichts mehr zu fürchten, nicht einmal mehr das kleine Wählerkreuzchen, mit dem wir, wenn wir keine andere Wahl mehr haben, nur noch unseren politischen Analphabetismus ausdrücken dürfen. Für den, der Augen hat zu sehen, gibt es da genug grinsendes Einverständnis und zurechtgegründete Selbstherrlichkeit, den neuen Feudalismus des kleinen Mannes, der sich in den großen bürokratischen Apparaten zweier machtgewohnter, fast allmächtiger großer Parteien sicherer fühlt, als irgendeine Schranze sich an irgendeinem Hof fühlen konnte. Und für diejenigen, deren Gewissen der Partei ge-

opfert wird, ein kräftiges Zitat aus Büchners Dantons Tod: „Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem sich ein Affe quält; jeder putzt sich wie er kann, und geht auf seine eigene Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe wert, sich darüber in den Haaren zu liegen.“ Es dürfte auch in einer solchen Flugschrift die Beschreibung einer Beerdigung nicht fehlen: jener lähmenden Veranstaltung, die vor einem halben Jahr eine vergangene Ära beendete und Ausdruck für eine neue Ära wurde; fast eine Woche lang hielt sie die Fernsehschirme besetzt; der Aufmarsch in- und ausländischer, europäischer und überseeischer Gesetzgeber und Regierungschefs; zwischen Ritterkreuzträgern und Kardinälen Pulk um Pulk moderegerecht gekleideter Gesetzgeber. Das

war modern, und es war – für mich jedenfalls – auf eine gespenstische Weise nicht gegenwärtig. Die lähmende Selbstverständlichkeit, mit der diese Beerdigungszeremonie ohne Widerspruch hingenommen wurde: die Mienen, die Kleider, die Autos; moderne Staatsmänner, moderne Prälaten, moderne Politiker und moderne Militärs, die den Kölner Dom besetzt hielten. Was uns nachdenklich machen sollte: daß auch in einer Gesellschaft, die sich doch demokratisch nennt, zwei Stände nicht dem Kleiderzwang unterliegen, zwei Stände, die nicht nur nicht gerade die Demokratie erfunden haben, sondern ihr auch nachweisbar unfreundlich gesonnen sind: der Klerus und das Militär; diese beiden Stände sind immer modern, immer gesellschaftsfähig gekleidet.

Unruhe gefordert

Es ist Zeit für ein Büchner-Zitat aus dem Hessischen Landboten, geschrieben vierzehn Jahre, bevor das Kommunistische Manifest erschien: „Das Gesetz ist das Eigentum einer unbedeutenden Klasse von Vornehmen und Gelehrten, die sich durch ihr eigenes Machwerk die Herrschaft zuspricht. Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer schinde; sie spricht nach Gesetzen, die ihr nicht versteht, nach Grundsätzen, von denen ihr nichts weißt, Urteile, von denen ihr nichts begreift.“

Was uns außerdem nachdenklich machen sollte: alle, wir und auch die Vertreter der europäischen Staaten, die von den Deutschen dezimiert worden sind, nahmen die modische Variante hin: man trägt wieder Ritterkreuz, und zwar ein modernisiertes, frisierendes, demokratisiertes, aus dem man die Häkchen herausgekratzt hat; Kreuze sind's ja ohnehin, und Kreuze sind – in Kunst und Gesellschaft – modern; vielleicht würde die bessere modische Variante lauten: man trägt immer noch Kreuz; für die Kreuzigung von Völkern wurden Kreuze als Auszeichnung verliehen. Wenn das in seiner Absurdität nicht modern ist, wie diese ganze, über Tage sich hinziehende furchterregende Zeremonie modern, gemacht, gekonnt gemacht war und doch auf eine gespenstische Weise nicht da, erst durch die ungeheure Multiplikation auf dem Bildschirm wurde sie aus abendländischer Fiktion gekonntester Art, aus Theater und Arrangement, zu Wirklichkeit. Kein weiterer Kommentar, nur wieder ein Anlaß, dem zwanzigjährigen Büchner das Wort zu geben, da wo er an seine Braut schreibt: „Ich fühle mich vernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Ecksteinen der Geschichte mich zu bücken.“

Ich wünsche mir in diesen neuen Hessischen Landboten hinein eine genaue Analyse der Tatsache, daß hierzulande auf Grund eines mysteriösen Protokolls staatsbesuchende Demokraten und Sozialisten mit mühsamem, gekrönte Häupter und Fürstlichkeiten mit überwältigendem Charme empfangen werden. Wer will sich da wundern, wenn Studenten, denen ein neues Bewußtsein zuwächst,

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung verleiht den Georg-Büchner-Preis 1967 Heinrich Böll.

Geleitet von einem empfindlichen Gewissen
und brennender Wahrheitsliebe hat er
menschliche Verhaltensweisen und
gesellschaftliche Zustände unserer Zeit mutig
dargestellt und dadurch nicht wenig zur
Selbstkritik von uns Deutschen beigetragen.
Als Romancier und Moralist gleichermaßen
hervorragend, verschaffte er der
deutschen Gegenwartsliteratur wieder
neue Geltung im Ausland.

Darmstadt, den 21. Oktober 1967

Das Präsidium der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung

Gerhard Storz
PRÄSIDENT

Rudolf Hagelstange
VIZEPRÄSIDENT

Karl Krolow
VIZEPRÄSIDENT

Dolf Sternberger
VIZEPRÄSIDENT

diesem Protokoll auf die einzig mögliche Weise zu widerhandeln: durch Unruhe und eindeutig formulierte Ablehnung. Wie sollten sie zu einer Höflichkeit verpflichtet sein, die dieses mysteriöse Protokoll ihnen durch Polizeigewalt aufzwingen möchte? In diesem Land scheitert ohnehin das meiste nicht an sachlichen, sondern an Protokollfragen. Schon in dem schlichten Vermerk auf Einladungen „Dunkler Anzug“ oder „Straßenanzug“ liegt ja ein massiver Druck. Wer sagt mir schon, was dunkel ist, und was ziehe ich auf der Straße an? Massive Drohungen gar wie „Smoking“ sollten wir vielleicht nicht einmal der Ironie würdigen. Wer verfügt da über uns, wer verfährt da mit uns, wer gibt uns ungeschriebene Gesetze? Wer wundert sich da, daß der Widerspruch der Jugend sich auch in Kleidung und Haarwuchs ausdrückt. Wie anders als durch Unruhen, eindeutig formulierten Widerspruch in Kleidung und Haarwuchs sollen sie sich Ausdruck verschaffen, da ihnen das Alphabetenkreuzchen, mit dem Verantwortung delegiert wird und das keine Wahl mehr läßt, nicht genügen kann. Ich zitiere den zwanzigjährigen Büchner aus einem Brief an seine Familie: „Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch

die Notwendigkeit abgezwungen . . . Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand?“

Büchner und Marx

Ich kann mich nicht entschließen, Büchners ästhetische Gegenwartigkeit von seiner politischen zu trennen. Es wäre da eine von der Geschichte versäumte Begegnung zweier Deutscher zu beklagen. Die Begegnung zwischen Büchner und dem wenige Jahre jüngeren Marx. Die kraftvolle, so volkstümliche wie materialgerechte Sprache des Hessischen Landboten ist zweifellos eine ebenso wirkungsvolle politische Schrift wie das Kommunistische Manifest; Büchners traumhafte Sicherheit in der Erkenntnis und Darstellung sozialer Realitäten geht vom Landboten ohne Bruch in seine Dramen, seine Prosa, seine Briefe ein, und in dieser traumhaften Sicherheit bei der Erkenntnis sozialer Realitäten beim Dichter, Naturwissenschaftler und politischen Schriftsteller Büchner hätte die Chance gelegen, viele marxistische Irrtümer und Umwege, die Literatur betreffend, zu vermeiden und die Leiden zukünftiger marxistischer Schriftsteller zu verringern. Vielleicht ließe sich diese von der Geschichte versäumte Begegnung posthum vollziehen: die idealistische Ästhe-

tik des praktizierten Marxismus unserer Tage mit der Materialgerechtigkeit Büchners zu konfrontieren, der immerhin ein Zeitgenosse von Marx war und kein schlechter Kampfgenosse für ihn gewesen wäre. In Büchners Werk und allem, was er darüber äußert, herrscht nicht Prüderie und nicht deren Gegenteil, sondern eben der Wunsch nach Materialgerechtigkeit. Über Dantons Tod schreibt er an die offenbar erschrockene Familie: „... aber die Geschichte ist vom lieben Herrgott nicht zu einer Lektüre für junge Frauenzimmer geschaffen worden, und da ist es mir auch nicht übelzunehmen, wenn mein Drama ebensowenig dazu geeignet ist. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen . . . Man könnte mir nun vorwerfen, daß ich einen solchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf ist längst widerlegt. Wollte man ihn gelten lassen, so müßten die größten Meisterwerke der Poesie verworfen werden. Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben . . . wenn man so wollte, dürfte man keine Geschichte studieren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen hat, worauf soviel Liederlichkeiten vorkommen. Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll.“

Der Name Georg Büchner, meine Damen und Herren, verpflichtete mich, meinen Dank auf diese Weise auszudrücken, vom unruhigen Rand der Zeitgenossenschaft, von einem Standpunkt aus, wo Sicherheit bröckelig wird, Selbstsicherheit unmöglich; von wo aus das Kritische als Ärgernis mißverständlich klingen mag, so, als enthielte es nicht das Angebot, sich selbst mit einzubeziehen. Es gibt da noch einige Gegenwartigkeiten in Büchners Leben und Werk: das Problem der Emigration, das aus einem Briefwechsel mit Freunden und Familie, vor allem mit Gutzkow, darstellbar wäre; die ärztliche Gegenwartigkeit Büchners, wie sie sich im Woyzeck ausdrückt, und die nicht geringer ist als jede seiner anderen.

Wäre ich nur andeutungsweise Büchner oder Danton, so wäre Ihnen diese Rede erspart geblieben. Immerhin sagt Lacroix über Danton: „Nichts als Faulheit. Er will sich lieber guillotiniert lassen als eine Rede halten.“ Und in einem Brief an Wilhelm Büchner schreibt Büchner: „Ich bin ganz vergnügt, ausgenommen, wenn wir Landregen oder Nordwestwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die abends vor dem Zubettgehen, wenn sie den einen Strumpf vom Fuß haben, imstande sind, sich an der Stubentür aufzuhängen, weil es ihnen der Mühe zuviel ist, den anderen ebenfalls auszuziehen“, und damit würde über die Faulheit, zu der Büchner offensichtlich in Verhältnis gestanden hat, ein großes Feld betreten: sein Humor; der konnte so grimmig wie zart sein und war gewiß noch vorhanden, selbst wenn er ihn verlor, wie es wahrscheinlich der Fall war, als er in Zürich den Brief seines elsässischen Freundes Boeckel empfing, in dem eine Passage beginnt: „In Teuschland befinde ich mich sehr wohl; es ist nicht halb so schlimm, wie Du glaubst . . .“

Das Schneehemd

Von Konrad Friesicke

Das Schneehemd ist ein weißer, weit geschnittener Umhang mit Ärmeln und angenähter Kapuze. Zur Anpassung an Schneegelände wurde es von der deutschen Wehrmacht im Rußlandfeldzug eingeführt. Diese Tarnung diente dem Schutz des einzelnen Soldaten. Das Schneehemd wird auch heute wieder bei den Gebirgsjägern verwendet.

„Wie sahen unsere Schneehemden aus?“ fragt Charly. Er telefoniert mit Akim. Es ist Weihnachtsabend. Charly hat Bereitschaftsdienst in der Telefonzentrale seines Ministeriums, eine ruhige und friedliche Sache. Aber man kann nie wissen. Charly hat gerade das Licht angeschaltet. Jetzt ruft er Akim an. Der hat eine Praxis. Dr. Joachim Fides. Akim wurde er im Kriege von seinen Freunden in der Kompanie genannt. Das liegt weit zurück, über zwanzig Jahre. Sie waren drei Freunde: ein Gefreiter, ein Obergefreiter, ein Stabsgefreiter. Drei lustlose Soldaten. Jetzt ist Akim Arzt, Charly BAT-Angestellter und Johnny Musiker in einem Rundfunkorchester. Zu Weihnachten passiert es immer wieder, daß sie unvermittelt aneinander denken. Einmal reiste Akim sogar spontan los und besuchte Johnny und dann Charly. Aber sie haben immer Angst vor solchen Treffen. Dieses blödsinnige „Kamerad, weißt du noch?“ ist so allgemein.

„Wie sahen die Schneehemden aus?“ fragte Charly. Akim ist nicht überrascht. „Du meinst den 24. Dezember 1944. Da war Schnee, aber es gab keine Schneehemden. Und wir drei mußten raus, einen Stoßtrupp mimen. Befehl von ganz oben. Divisionskommandeur an Regimentskommandeur, der an Bataillonskommandeur und weiter an Kompaniechef.“ Charly ergänzt: „Ja, unsere Kompanie lag gerade in Reserve. Wir hatten sozusagen Zeit für Weihnachten. Die anderen Kompanien waren in Stellung vorn.“

„Und nun kam der Befehl. So ein kleiner Scheinangriff. Der Kompaniechef hatte den Auftrag entgegengenommen: ‚Jawoll, Befehl wird ausgeführt.‘ „Und wir drei mußten dann auch ‚Jawoll‘ sagen. Daß in der ganzen Kompanie nicht ein einziges Schneehemd war, wußten die Kommandeure sicher nicht.“

„Dem Chef fiel aber etwas ein, das er uns zum Trost sagte: Dezember 1941 – russische Gegenoffensive vor Moskau – Führerhauptquartier hatte geglaubt, vor Eintritt der Frostperiode in Moskau zu sein – 45 Grad Kälte, dem deutschen Landser froren die Füße ab. ‚Bin ich verstanden worden?‘ sagte der Chef. Und wir haben mit den Stiefeln die Hacken zusammengeschlagen: die stumme Formel für ‚Jawoll.‘“

„Ja, wir mußten los. Ohne Schneehemden ein Himmelfahrtskommando. Johnny feixte, er nannte die Aktion ‚Trio für MG, Leuchtpistole und Handgranate‘. Es sollte ja nur ein bißchen geballert werden, um zu zeigen, daß die Front nicht schläft. Befehl von ganz oben.“

„Es mußte sehr schnell gehen, denn der Lkw, der Post, Verpflegung und Munition nach vorn zu fahren hatte, sollte uns mitnehmen. Auf dieser Strecke gab es eine gefährliche Stelle. Das war die Furt, die unter Beschuß lag. In einem fort Artillerie-Einschläge. Aber unser Fahrer kannte sich aus. Er sagte nur ‚Wir haben über eine Minute Zeit, um durch die Furt zu kommen‘. Er wartete einen Einschlag ab und fuhr dann ohne Hast durch das Bachgeröll. Er hatte nur den Befehl, seine Ladung nach vorn zu bringen. Wie er das

machte, war seine Sache. Etwa einen Kilometer hinter den Stellungen wurden wir abgesetzt. Wir hatten drei Stunden Zeit für den befohlenen Scheinangriff. Inzwischen waren Postsäcke, Munitionskisten und Verpflegungskanister abgeladen. Pünktlich nach drei Stunden fanden wir uns wieder am Gefechtsstand ein und fuhren mit dem Lkw durch die Furt zurück.“

„Das Beste an der Aktion war aber unser

‚Wehrmachtsbericht‘, als wir in der Nacht beim Chef Meldung machten. Wir hatten uns den Bericht bis ins kleinste ausgedacht, damit nichts schiefgehen konnte: Nebel, dichter Nebel – hinter die feindlichen Stellungen geraten – dort auch Weihnachten – nicht erkannt – zurückgeappt durch den Nebel. Keine besonderen Vorkommnisse.“

„So präzise und selbstsicher hatten wir noch nie eine Meldung gemacht. Und

der Chef stellte überhaupt keine Fragen. Die Komödie war vollkommen gelungen.“ „Vergiß den Fusel nicht. Der Chef hatte eine Flasche Weihnachtsschnaps und goß in Kaffeetassen ein. Vier Tassen ‚Sehr zum Wohl‘, die Tasse in Höhe des zweiten Waffenrockknopfes. Die Aktion war erledigt. ‚Sehr zum Wohl.‘“

Als Charly zehn Minuten später Johnnys Nummer wählt, fällt ihm ein, daß er Akim eigentlich noch etwas fragen wollte. Der trug ja jetzt in seinem Beruf einen weißen Kittel. „Auch so ein Schneehemd?“ hatte Charly fragen wollen. Da meldete sich Johnny am Apparat. Er bekommt sofort die Frage nach dem Schneehemd. Johnny, der Musiker, lacht: „Das war doch die Geschichte, wo wir gestreikt haben, nicht wahr?“ Charly korrigiert: „Es war kein Streik, sondern eine Notwehr-Aktion.“ „Ja, unsere Weihnachts-Aktion ‚Schneehemd‘. Viel Schnee und wenig Hemd. Das liegt ja fast 25 Jahre zurück, willst du ein Jubiläum vorbereiten: das goldene Schneehemd?“ „Im Gegenteil“, sagt Charly, „ich meine, die Sache mit dem Schneehemd ist noch nicht zu Ende.“

„Da bin ich aber gespannt“, antwortet Johnny. Eigentlich ist er gar nicht gespannt. Ihm ist das Schneehemd völlig wurscht. Aber sicher möchte Charly etwas aussprechen, also bitte.

Einen Moment lang ist es still zwischen den beiden. Dann wiederholt Johnny seine Frage: „Wieso ist die Sache mit dem Schneehemd noch nicht zu Ende? Wir haben immerhin 1967.“

Charly muß schlucken. Johnny verstand ihn nicht. Es gab also Menschen, die das nicht empfanden, das Militärische im Zivilen. Der alte Fritz in der Bürokratie. Charly möchte sagen: Da ist so viel ‚Offizierskasino‘, da ist die Hierarchie von Dienstweg und Weisung. Da ist der Bluff, und da ist der Leerlauf. Und wo ist die Demokratisierung der Arbeit? Charly sagt es nicht, denn Johnny würde vielleicht mit einer militärischen Formel antworten: Du mußt die Lage erkennen, dann beurteilen und schließlich eine Entscheidung treffen. ‚Wie hast du dich entschieden?‘ könnte Johnny fragen. Johnny ist Musiker, und in einem Orchester ist Teamarbeit. Da mußt du Partitur lesen können und ein Instrument beherrschen; und einer führt den Taktstock; da hat alles seine Ordnung; und da kommt eine Leistung zustande. Johnny, der Musiker, konnte ihn nicht verstehen. Deshalb sagt Charly nur: „Ich habe Angst“, und das Gespräch ist zu Ende.

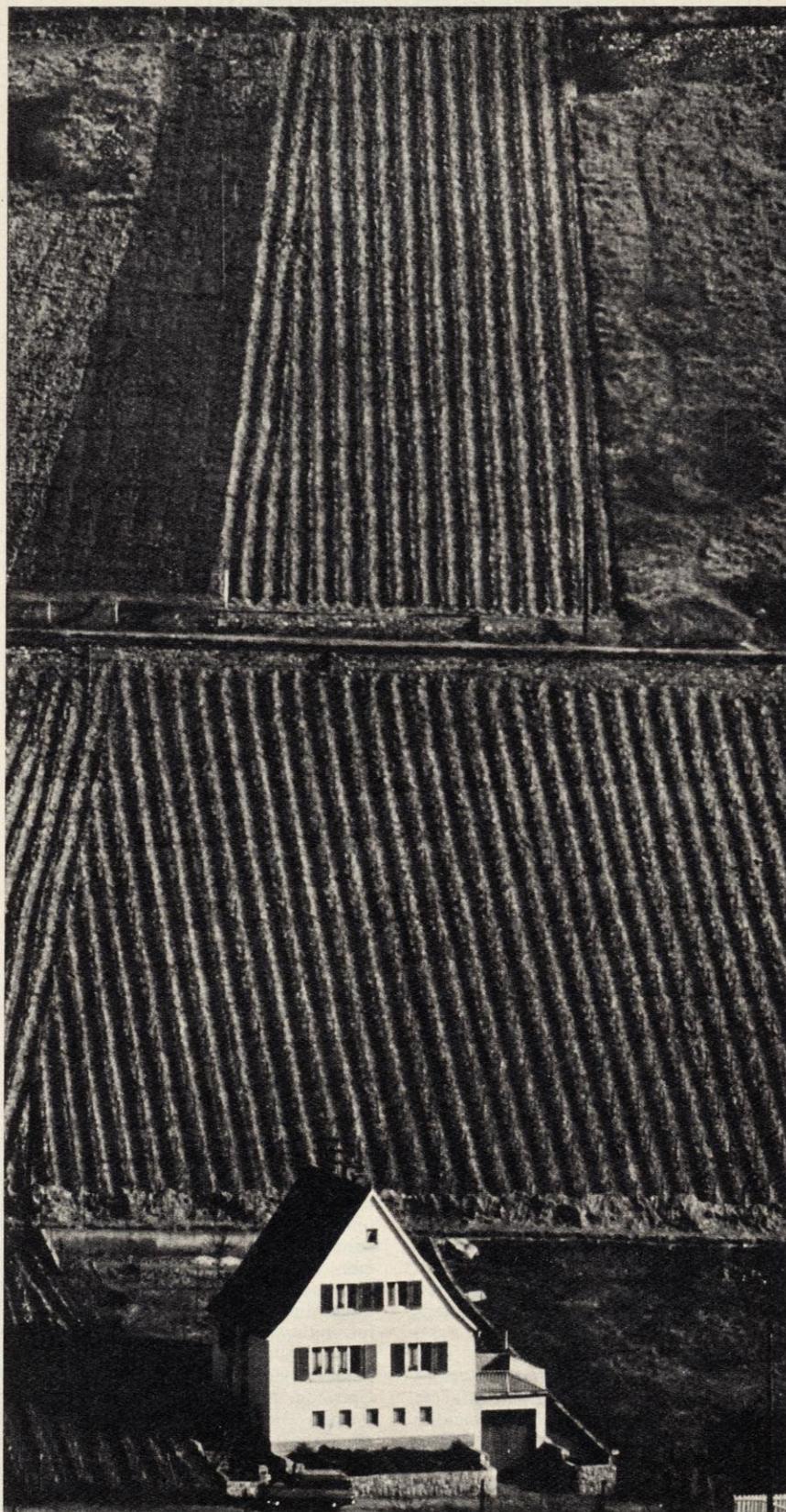
Eine Stunde später sitzt Johnny mit Familie unter dem Weihnachtsbaum. Aber er sieht nicht das Mini-Raumschiff, an dem die beiden Jüngsten eben eine unverdächtige Fahne hissen. Er sieht eine Telefonkabine auf hoher See. Er sieht, wie Charly als Funker Tasten drückt. Jetzt hat Johnny verstanden. Charly funkt SOS.

★

Der Stoßtrupp am Weihnachtsabend ist keine Erfindung. Er wurde befohlen, und der Befehl wurde ausgeführt. Es waren ein Unteroffizier und sieben Mann, die ohne Schneehemd am Bahndamm bei Kutas vorkrochen. Sie wurden von Scharfschützen aufs Korn genommen, als sie in ihren feldgrauen Uniformen sich auf dem Schneeweiß bewegten. Nur vier kamen zurück. Zwei Tote und zwei Verwundete blieben im Vorfeld liegen. O du fröhliche ...

„Das Haus am Weinberg“

Foto: Hans Kanne



Schallplatten zu Weihnachten

Weihnachten ist – wie wir bei einem Blick in die Welt sehen – zwar nicht die Zeit des Friedens, aber eine Zeit der Großeinkäufe. Freilich: In diesem Jahre ist die Schatulle manches Käufers nicht so voll wie 1965 und noch 1966. Zu viele Einkommen sind gekürzt worden, Überstunden sind weggefallen, und in manchen Betrieben wird auch das Weihnachtsgeld stark beschnitten. Da gilt es, besonders sorgfältig solche Schallplatten auszuwählen, die preisgünstig und preiswürdig sind.

Für romantisch Empfindende . . .

. . . hat **Eurodisc** kürzlich ein Sonderangebot zum Einführungspreis von 20 Mark (für 2 LP's!) unterbreitet, das die Sieger im Violin- und Klavierspiel des Moskauer Tschaikowski-Wettbewerbs 1966 in einem Album mit Konzerten dieses klangseligen russischen Komponisten vorstellt: den 16jährigen Pianisten Grigory Sokolow und den 20jährigen Geiger Victor Tretjakow (75999 XX). Wer in diesem Wettbewerb, der alle vier Jahre stattfindet, gewinnt, der muß ein Meister sein; und er wird schnell berühmt wie der Tschaikowski-Preisträger von 1958: Van Cliburn. Ruhm dürfte auch bald dem jungen Grigory Sokolow beschieden sein – und mit Recht. Daß er souverän über den Schwierigkeiten des b-Moll-Klavierkonzertes steht, erstaunt den Zuhörer dabei sogar noch weniger als die Kraft und Differenziertheit seines Anschlages und vor allem die reife musikalische Auffassung. Technisch brillante junge Pianisten, die überzeugend Debussy oder Bartók spielen können, gibt es auch im Westen, aber den Romantikern und Spätromantikern stehen diese meist fremd gegenüber. Es muß in der Sowjetunion eine völlig andere musikalische Tradition lebendig sein als bei uns; sonst könnte ein junger Mensch wie Sokolow nicht so einfühlsam die Kantilenen entfalten und so rauschhaft die rasanten Passagen nachvollziehen.

Noch auffälliger wird das bei dem wenig älteren Violinisten Victor Tretjakow. Was es an klanglichen Tricks auf der Geige gibt, wie man mit schleifenden Tönen, mit Abwandlungen des Vibrato und mit „Schluchzern“ ein Publikum fasziniert, das alles kennt Tretjakow – aber das ließe sich schließlich noch lernen. Doch die technischen Mittel überzeugend einzufügen in ein Werk wie das Violinkonzert Tschaikowskis, das im ersten Satz kompositorische Brüche durch zum Teil äußerst schwierige Passagen zu überspielen sucht, das kann nur ein Meister. Und wenn Tretjakow im letzten Satz bravourös russisches Kolorit und technische Brillanz mit liedhaftem Vortrag verbindet, dann weiß man, daß das Urteil der Moskauer Jury voll berechtigt war.

Für den Liebhaber der Moderne . . .

. . . gibt es leider keine so preisgünstige Ausgabe, aber den Preis von 25 DM wert ist die **Erato-LP** (aus dem Electrola-Auslandssonderdienst) mit zwei Werken des 59jährigen französischen Komponisten Olivier Messiaen: „Et exspecto resurrectionem mortuorum“ und „Couleurs de la Cité céleste“ (STU 70302). Wie die Titel schon verraten, haben beide Werke religiöse Thematik, allerdings nicht ausgesprochen weihnachtliche. Im ersten Werk geht es um die Auferstehung der Toten, im zweiten um die Farben der Himmelsstadt aus der „Offenbarung Johannis“. Klangfarben – dunkle, helle oder schreiende – beherrschen denn auch diese Musik, die in ihrer Orchestrierung mit vieltimmigen Holz- und Blechbläserchören

darin erinnert, daß Messiaen ein bedeutender Organist ist. Beherrschend jedoch in beiden Werken sind die Schlaginstrumente: Glockenspiele, Gongs, Tam-Tams, zu denen in den „Couleurs“ noch ein außerordentlich schwieriger Klavierpart tritt. Yvonne Loriod gestaltet diesen aus Klangfiguren und Themenfetzen bestehenden Part schlagzeugähnlich – durchaus im Sinne Messiaens. Überhaupt ist die Darbietung durch ein Spezial-

orchester unter Pierre Boulez von einer großartig-feierlichen Spannung. Boulez hat sich ja in den letzten Jahren nicht nur als avantgardistischer Komponist, sondern auch als hervorragender Interpret der Moderne einen Namen gemacht. Wer sein Ohr den Klängen der Moderne aufgeschlossen hat, den wird diese mit dem „Grand Prix du disque“ ausgezeichnete LP von mal zu mal mehr faszinieren.

„Geschwister“

Foto: Hans Kanne



Freunde der ernsten Musik . . .

. . . können im übrigen beim Kauf vor Weihnachten auf eine Reihe von preiswerten sogenannten „Einführungs-“ oder „Subskriptions-Angeboten“ zurückgreifen. So bietet die **Deutsche Grammophon Gesellschaft** u. a. einen Querschnitt durch ihre Archivproduktion mit „Festliches Barock“ für 10 Mark sowie eine Serie von Subskriptionen wie Haydns „Jahreszeiten“ (3 LP's – 48 DM), Bruckners 9 Symphonien (11 LP's – 148 DM), Mozarts „Don Giovanni“ (4 LP's – 70 DM). **Electrola** offeriert u. a. sämtliche Streichquartette Beethovens (10 LP's – 125 DM) und für Liebhaber des Gesangs einen „Dank an Gerald Moore“ (2 LP's – 36 DM), Glucks „Orfeo e Euridice“ (2 LP's – 38 DM) und Verdis „Aida“ (3 LP's – 48 DM). Auch **Teldec** bietet Serien zum Vorzugspreis, so ein Porträt des Dirigenten Joseph Keilberth und eine Sammlung von 10 Symphonien Haydns (jeweils 5 LP's zu 49 DM) sowie das Weihnachtsoratorium Bachs (3 Platten – 54 DM). Und **Eurodisc** bringt den Freunden russischer Musik außer dem zu Anfang besprochenen Album noch für 10 DM mit „Die schönsten russischen Volkslieder“ einen Querschnitt durch ihre Serie von Originalaufnahmen russischer Volksmusik.

Für Beat- und Jazz-Fans . . .

. . . freilich wird es wohl wieder einmal keine verbilligten Auflagen geben. Zwar kommen die Beatles wie auch die Rolling Stones noch vor Weihnachten mit neuen Platten heraus (die Beatles nur mit einer 17-cm-EP), aber „Subskriptionen“ oder „Vorzugspreise“ sind nicht zu erwarten. Das gilt auch für den Bereich der Jazzmusik. Wer also einem Jazzfreund etwas schenken will, muß schon den vollen Preis (18 oder 21 DM) anlegen. Doch möchte ich auf eine Firma aufmerksam machen, die sich durch ihr besonders ehrgeiziges und vielseitiges Programm sowie durch ihre exquisiten Stereoaufnahmen nun auch im Ausland einen Namen gemacht hat: auf **SABA**. Bei SABA gibt es von lateinamerikanischer Folklore über Spezialitäten wie erstklassigen Violinen-Jazz bis zum Free Jazz alles, was sich durch besonderen Stil auszeichnet. Joachim Ernst Berendt, der die Jazz-Abteilung von SABA betreut, entdeckt dabei aber auch immer wieder etwas, was bisher – und immer unberechtigtweise – auf Platten nicht zu haben war.

So z. B. die tschechische Bigband von Gustav Brom, die **SABA** jetzt auf der LP „Swinging The Jazz“ auch den Westeuropäern vorführt (SB 15122). Dieses Orchester ist zwar von amerikanischen Vorbildern wie Count Basie und besonders Woody Herman inspiriert worden, aber es zeigt einen durchaus eigenständigen Charakter. An Perfektion und virtuoser Sicherheit der Solisten stehen die Tschechen keiner anderen Band nach, und was sie heraushebt, sind die folkloristischen slawischen Einflüsse in Arrangement und Solospiel, die sich harmonisch einfügen in den amerikanischen Swing-Charakter. Mit so einfallreich und melodiös spielenden Solisten wie dem Trompeter Jaromir Hnilicka, dem Altisten Frantisek Navratil und dem Baritonisten Josef Audes kann sich die Band sehr wohl mit ihren Vorbildern vergleichen. Für jeden Liebhaber des modernen Swing bedeutet diese LP eine Bereicherung seiner Diskothek.

Euer Meggs.



Foto: Constantin-Film

Liebe nach Fahrplan

Sensibilität und Intelligenz:
Jiri Menzel
„Liebe nach Fahrplan“ ist der erste Spielfilm des jungen tschechischen Regisseurs

Nach dem polnischen macht in den letzten Jahren vor allem der tschechische Film von sich reden. Die Filme der jungen Regisseure dieses Landes entstanden in der erregenden Atmosphäre der ideellen und künstlerischen Wiedergeburt als eine der kulturellen Strömungen in der CSSR und waren von Anfang an der Gegenwart zugewandt. Einer der bedeutendsten Vertreter des jungen tschechoslowakischen Films ist der 29jährige Jiri Menzel, dessen erster Spielfilm „Liebe nach Fahrplan“ kürzlich in unseren Kinos angelaufen ist. Der Film erhielt auf der Mannheimer Filmwoche 1966 den Großen Preis für den besten Debütfilm.

Menzel wurde 1938 in Prag als Sohn des Schriftstellers, Journalisten und Drehbuchautors Josef Menzel geboren. An der FAMU, der berühmten Filmfakultät der Prager Akademie der Künste, stu-

dierte Menzel von 1957 bis 1962 Regie. In vielen Filmen wirkte er als Schauspieler mit: als junger Rechtsanwalt in „Der Angeklagte“ (1963) von Kadar und Klos, in Ewald Schorms „Mut für den Alltag“ (1964), als Student in Hynek Bocans „Niemand wird lachen“ (1965) und als Hotelpage in Antonin Masas „Hotel für Ausländer“ (1965). Auch in den Filmen, in denen er selbst Regie führt, übernimmt Menzel gern eine Rolle. In seiner Episode „Der Tod des Herrn Balthasar“ des Films „Perlen auf dem Meeresgrund“ (1965) ist er ebenso unter den Darstellern zu finden wie in seinem Film „Liebe nach Fahrplan“, wo er einen Arzt mit äußerstem Witz und sensibler Ironie spielt. Außerdem spielt und inszeniert er regelmäßig auf einer Prager Bühne.

Sensibilität, wache Intelligenz und eine mit äußerster Sorgfalt in der Anwendung der Mittel gepaarte Sensitivität sind die charakteristischen Grundzüge von Menzels Regiekunst. Seine Stoffe entnimmt er meistens der anspruchsvollen Literatur – so auch bei „Liebe nach Fahrplan“, der nach einer Erzählung des bedeutenden tschechoslowakischen Autors Bohumil Hrabal entstand. Das Erstaunliche daran ist, daß dabei das Werk des fünf-

zigjährigen Schriftstellers in der Hand des 29jährigen Regisseurs nicht nur eine für beide Teile kompromißlose Synthese zweier Generationen eingeht, sondern daß Menzel es darüber hinaus meisterhaft versteht, seinem Film eine Sprache zu geben, die absolut aktuell und für jeden verständlich ist. Und das bedeutet keinesfalls, daß er den Stoff banalisiert oder vulgarisiert – im Gegenteil: die Form des Films „Liebe nach Fahrplan“ ist alles andere als simpel. Er verbindet mehrere Ebenen miteinander: die vordergründig komischen Situationen des Jungen Milos in seinen verzweifelten Liebesbemühungen gepaart mit dessen eher tragischen Impotenz dem Leben gegenüber, der fade, freudlose Alltag des Stationsvorstehers und seiner Frau und die Dorf-casanova-Oberflächlichkeit des Fahrdirigenten gleichsam als mögliche Zukunftsfiktionen für Milos, und vor allem das chaotische Milieu und die bedrückende Atmosphäre der letzten Kriegstage in der Szenerie einer kleinen dörflichen Bahnstation. Menzel inszeniert mit Genauigkeit und einem ausgeprägten Sinn für durchdachte Architektur eines Werkes, der er jeden Zentimeter seines gedrehten Materials unterordnet.

Die Absurdität, die durch die Deformation der Realität entsteht, stilisiert Menzel nicht intellektuell hoch. Er konfrontiert das Obszöne mit dem Tragischen, die Komik des Lebens mit dessen Grausamkeit und Traurigkeit gewissermaßen auf ganz irdische, handfeste Weise. „Wir müssen den Mut aufbringen, angesichts all dieser Phänomene zu lachen. Doch laßt uns in diesem Lachen nicht Zynismus sehen, sondern Versöhnlichkeit.“

Jiri Menzel, der espritgeladene, ironisch-witzige und doch so ungeheuer realistische Poet mit der Kamera, sieht im Medium Film alles andere als eine erzieherische Anstalt: „Ich glaube, daß die Menschen unbelehrbar sind, im besten Falle sind sie beeinflussbar. Ein Zureden hat im Film keinen Sinn, denn wenn wir den Menschen tausendmal noch so weise Dinge sagen, so beeinflußt sie doch nur das, was sie sehen und worüber sie sich ihr eigenes Urteil bilden können.“ Zu sehen gibt es allerdings in Menzels Filmen außerordentlich viel und Wesentliches; der Gelegenheiten, sich ein eigenes Urteil zu bilden, sind unzählige.

Frauke Hanck

Jet Generation - modisch attraktiv

Der Münchner Filmkritiker Eckhart Schmidt dreht seinen ersten Spielfilm

Ich bin ein Abenteurer nach allen Richtungen und in jeder Beziehung", sagt der 29jährige Eckhart Schmidt von sich selbst. Der gut aussehende und betont ästhetisch empfindende junge Mann, jahrelang Filmkritiker in München – „Kritiken habe ich geschrieben, weil ich nicht gleich Filme drehen konnte“ –, ist seit einiger Zeit fleißiger Drehbuchschreiber und nun auch erstmals sein eigener Regisseur bei einem abendfüllenden Spielfilm in Farbe. Zwei Kurzfilme gingen voran: „Nachmittag“ und „Flucht“. Zwei weitere fertige Spielfilm-Bücher liegen in der Schublade, und Marran Gosov wird noch in diesem Jahr Schmidts Action-Stoff „Nach Amerika“ verfilmen.

Eckhart Schmidts erster Spielfilm hat den modischattraktiven Titel „Jet Generation“ und erzählt eine Geschichte aus dem schicken Milieu der jungen Leute von heute. Im Mittelpunkt steht ein ebenso brillant aussehender wie skrupelloser Fotograf, der vorzugsweise Mannequins und andere hübsche Mädchen vor dem

Objekt seiner Kamera oder auch im Boudoir seiner Schwabinger Künstlerwohnung arrangiert. Die amerikanische Journalistin, die ihren in München verschwundenen Bruder in den Kreisen des Fotografen sucht, verliebt sich prompt in den schönen Skrupellosen und entscheidet sich am Ende für ihn, obwohl sie nahezu sicher ist, daß er an dem Tod ihres Bruders schuld ist.

Hauptdarsteller und Produzent von „Jet Generation“ ist der 31jährige Roger Fritz, Fotograf und Regisseur des Films „Mädchen Mädchen“. Im UFA-Nachwuchsstudio sammelte er einst schauspielerische Erfahrungen. Befragt, warum er sich entschlossen hat, diesen Debütfilm zu produzieren, sagt Fritz: „Mir hat das Buch auf Anhieb gefallen, und es fiel mir deshalb auch nicht schwer, mein nächstes eigenes Projekt auf den kommenden Sommer zu verschieben.“ „Jet Generation“ ist übrigens völlig frei finanziert, hat weder Verleih-Unterstützung noch eine Prämie vom Kuratorium Junger Deutscher Film; „Mädchen Mädchen“ hat inzwischen so viel eingespielt, daß Roger Fritz den Film von Eckhart Schmidt produzieren konnte. Ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen Hauptdarsteller-Produzent und Regisseur hat es nicht gegeben, aber ein Besuch bei

den Dreharbeiten zeigt, daß Roger Fritz sich keineswegs immer sklavisch-passiv nach der Order des Regisseurs richtet; der Versuchung, selbst ein bißchen Regie zu führen, ist er gelegentlich schon erlegen.

Ein Debüt ist „Jet Generation“ nicht nur für den Regisseur Eckhart Schmidt, sondern auch für Dginn Moeller, die die weibliche Hauptrolle spielt. Bisher hat sie als Mannequin und Fotomodell in Paris gearbeitet. Dginn Moeller stach Chrissie Shrimpton aus, die Schwester des englischen Starmodells Jean Shrimpton, die Schmidt und Fritz nach einer Woche Drehzeit nach Hause schicken mußten. Offensichtlich hatten sie sich von Chrissies Talent zuviel versprochen.

Schauplatz des Farbfilms ist München, und zwar nicht nur Schwabing, sondern auch das Hofbräuhaus, das Donisl, das Gelände an der Theresienwiese, der Flughafen Riem, die von Baustellen wimmelnde Innenstadt. „Das Interesse an München steigt international immer mehr. Die Stadt hat heute schon die meisten Touristen in Europa, und die Olympiade steht vor der Tür“, sagt Eckhart Schmidt. Und weiter: „Ich mache einen europäischen Film für den amerikanischen Markt. Das soll nicht heißen, daß ich mich einer amerikanischen Machart be-

fließige – der Film muß vor allem breit angelegt sein, er soll nicht nur einen begrenzten Zuschauerkreis ansprechen, sondern ganz allgemein das große Publikum auf internationaler Ebene.“

Was hat man sich unter der Jet Generation vorzustellen? Eckhart Schmidt interpretiert den Begriff: „Seit zwei Jahren etwa manifestiert sich dieses Phänomen – äußerlich in der Mini- und Dandy-Mode, den Diskotheken, Boutiquen, in LSD und der Hippie-Bewegung. Aber es hat auch eine innere Umwälzung stattgefunden: es gibt keinen Protest der Jugend mehr gegen die Eltern, weil sich die Jugend einfach ihre eigene Welt aufbaut, in der die ältere Generation gar nicht mehr existent ist. Auch die Bürger haben sich geändert, sie sind indifferent gegenüber der Jugend geworden.“ Letzteres sieht Schmidt als eine rein positive Entwicklung an. Er geht sogar so weit zu vermuten, daß die heutige Jet-Jugend in zehn Jahren verspießert sein wird. Das allerdings interessiert ihn nicht, auch nicht für seinen Film, der lediglich den gegenwärtigen Zustand zeigen soll, ohne kritische Reflexion.

Frauke Hanck

Dginn Moeller und Roger Fritz in „Jet Generation“



Kleine Geschichten um den großen Sport



Man hat den Sport „die herrlichste Nebensache der Welt“ genannt. Leider nehmen ihn viele Zeitgenossen längst weit wichtiger als eine Nebensache. Im Stuttgarter Neckarstadion konnte man kürzlich ein makabres Rekordergebnis notieren. Als im Spiel gegen Borussia Dortmund der Ausgleich fiel, erlitt ein 73jähriger Anhänger des VfB Stuttgart einen Herzinfarkt und war sofort tot. Er war das achte Opfer der Begeisterung für die Bundesliga in Stuttgart.

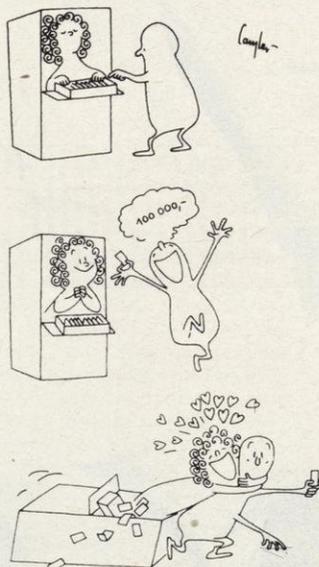
Wenig Glück hatte der Deutsche Amateurboxverband mit der Vergabe seiner Olympiapässe. Er hatte diese Urkunden bei den letzten Titelkämpfen spontan allen 20 Endkampfteilnehmern gegeben, die damit in den Genuß der Förderungsmaßnahmen des Verbandes, des Sportbundes und privater Mäzene kommen sollten. Einer dieser „Olympiakandidaten“ hing inzwischen die Boxhandschuhe an den Nagel. Ein anderer wurde für eineinhalb Jahre, also bis nach Mexiko, gesperrt; ein Dritter liegt im Krankenhaus und wird kaum bis zu den Spielen wieder fit sein. Zu allem Unglück mußte ein weiterer Inhaber eines Olympiapasses inzwischen im Gefängnis „einsitzen“.

Wieder scheiterte ein Deutscher im Kampf um eine Boxweltmeisterschaft. Nach Max Schmeling, der am 12. Juni 1930 sich gegen Jack Sharkey den Weltmeistertitel im Schwergewichtsbereich der Profis holte, steuerten das hohe Ziel weitere vier deutsche Boxer an. Am 10. März 1933 verlor Adolf Heuser gegen den Weltmeister im Halbschwergewicht, Maxie Rosenbloom, nach Punkten. Am 23. Juni 1962 verlor Gustav Scholz gegen Halbschwergewichtsweltmeister Harold Johnson nach Punkten. Am 10. September 1966 unterlag Karl Mildenberger gegen Schwergewichtsweltmeister Cassius Clay in der 12. Runde durch Abbruch. Am 16. November 1967 unterlag im Kampf um den Titel im Junior-Weltergewicht Willi Quatuor dem Japaner Paul Fuji in der vierten Runde durch k.o.

Eine Revolution scheint sich im Tennissport anzubahnen. Wimbledon, die traditionsreiche Austragungsstätte der inoffiziellen Weltmeisterschaften im Tennis, will im nächsten Jahr erstmals keine Trennung von Amateuren und Profis durchführen. Das hat den Amerikanern Mut gemacht. In Miami will man im Februar erstmals ein sogenanntes

„offenes Turnier“ veranstalten, an dem Tennisspieler aus beiden Lagern spielen dürfen. Es soll der Auftakt von 80 offenen Turnieren sein, in denen es um Geldpreise von insgesamt 800000 Dollar geht. Man darf auf die Reaktion der führenden Männer des Amateurtennissports gespannt sein.

Für Deutschlands Fußball-Amateure ist das Olympische Fußballturnier schon zu Ende, ehe es begann. Die Mannschaft der Bundesrepublik scheiterte in der Qualifikation an den Amateuren Englands. Eine Chance haben dagegen noch die Fußballer aus Mitteldeutschland, die in Ostberlin gegen Rumänien 1:0 gewannen. „Nur 1:0“, schrieben unsere Zeitungen. Inzwischen unterlagen unsere Profis gegen die gleiche Elf der Rumänen in Bukarest 0:1. Man muß gespannt sein, wie die Mitteldeutschen im Rückspiel am 6. Dezember in Bukarest abschneiden.



In Finnland haben sich bekannte Sportler in eine Werbekampagne gegen den Alkohol eingeschaltet. In der „Nüchternheitswoche“ hielt der bekannte Olympiasieger im Skilanglauf, Eero Mäntyranta, mehrere Vorträge und verzichtete dafür sogar auf die Teilnahme an einem Vorbereitungslehrgang für die Olympischen Winterspiele in Grenoble. Man verspricht sich von solch populären Beispielen dafür, daß man seine Männlichkeit auch ohne Alkohol beweisen kann, gerade bei der Jugend großen Erfolg.

Österreichs Skiläufer brachen ihr Olympiatraining ab, weil die Skiindustrie nicht rechtzeitig die vereinbarte finanzielle Unterstützung für die Vorbereitungen auf Grenoble zahlte. Deutschlands alpine Skiläufer stiegen auf deutsche Skier um. Auch sie sollen dafür von der Industrie Zuwendungen bekommen.

Willy B. Wange